

DIE WELTWOCH



Wer verteidigt die Schweiz?

Druck an allen Fronten: So kann das Erfolgsmodell gerettet werden.

Von Kaspar Villiger, Adèle Thorens, Ueli Maurer, Hans-Rudolf Merz, Philipp Müller, Andreas Gross, Franz Blankart, Rudolf Strahm, Oswald Grübel und vielen anderen

Widmer-Schlumpfs Plan

Geheimpapier: Die Finanzministerin will das Bankgeheimnis auch im Inland kippen. *Von Urs Paul Engeler*

Geld, Sex und Liebe

Eine gefährliche Beziehung.
Von Beatrice Schlag



Teilen Sie ein Lächeln in 120 Sprachen

Mehr als ein Lächeln, mehr als eine freundliche Geste. Freuen Sie sich auf aussergewöhnlichen Service: Wir sprechen Ihre Sprache und sehen die Welt so wie Sie.



Hello Tomorrow


Emirates

Intern

Eigentlich müsste das syrische Regime ausländischen Journalisten gemäss Uno-Friedensplan Visa ausstellen, doch geschieht das nur selten. Wer trotzdem einreisen darf, kann sich nicht frei bewegen. Fotograf Nathan Beck und Reporter Kurt Pelda wählten deshalb den Weg über die grüne Grenze, um mit den Aufständischen ins Land zu gelangen. Im syrischen Nordwesten erlebten die beiden die tiefe Verzweiflung der Aktivisten, die immer noch gegen das Regime von Präsident Assad auf die Strasse gehen. Man fühle sich von den Arabern verraten, aber auch vom Westen, der Libyen geholfen habe,



Über die grüne Grenze: Reporter Pelda in Syrien.

im Fall von Syrien aber nichts unternahme, beklagten sich die Aktivisten. Man sei angesichts von Assads militärischer Überlegenheit ohnehin schon so gut wie tot und könne deshalb genauso gut mit den Protesten weitermachen. **Seite 46**

Aussenpolitik ist, wenn die Schweiz am Ende nachgibt: Dieser Eindruck verdichtet sich. An allen Fronten werden Konzessionen gemacht. Die Herausforderungen und die internationalen Begehrlichkeiten wachsen. Welche Gegenstrategien versprechen Erfolg? Welche Lösungen bieten sich an? Die *Weltwoche* hat Persönlichkeiten aus Politik, Diplomatie, Wirtschaft und Wissenschaften die Frage gestellt, wie das Erfolgsmodell Schweiz doch noch zu retten sei. Antworten von Ueli Maurer, Gerhard Pfister, Adèle Thorens, Pascal Gentinetta, Andrea Caroni, Kaspar Villiger, Rudolf Strahm, Martin Landolt, Franz Blankart, Toni

Brunner, Hans-Rudolf Merz, Christa Markwalder, Reiner Eichenberger, Jean-François Rime, Georg Kohler, Michael Hermann, Paul Widmer, Oswald Grübel, Andreas Gross, Lukas Reimann, Philipp Müller und Elisabeth Kopp lesen Sie ab **Seite 24**.

Weltwoche-Redaktor Florian Schwab hat sich in den heiligen Hallen des Finanzdeparte-



Einnehmende Persönlichkeit: Ambühl.

ments in Bern umgehört. Staatssekretär Michael Ambühl, der als einnehmende Persönlichkeit mit hoher Überzeugungskraft beschrieben wird, gilt zu Recht als einer der fähigsten Beamten in der Hauptstadt. Doch der Schweizer Chefunterhändler stellt seine Arbeit in den Dienst einer gefährlichen Politik. Es droht die totale, grenzüberschreitende Einkesselung der Steuerzahler durch den Staat. **Seite 32**

Als Ende März die jährliche Kriminalitätsstatistik veröffentlicht wurde, war die Überraschung gross im Kanton Bern. Die Gemeinde mit der höchsten Verbrechensrate war das idyllische Interlaken im Berner Oberland. Nachdem es in der berühmten Ferien-Metropole auch noch zu einer Schiesserei in einer Bar gekommen war, reiste unser Redaktor Andreas Kunz am letzten Wochenende an den Fuss der Jungfrau, um herauszufinden, was los ist in den Gassen Interlakens. Kunz sprach mit Gemeinderäten, dem Chef des psychiatrischen Dienstes und hörte sich im «Bahnhöfli» am Stammtisch um. Schliesslich nahm ihn ein Einheimischer in seinem alten VW Golf mit auf eine Rundfahrt, um ihm das Interlaken jenseits der touristischen Fassade zu zeigen. **Seite 16**

Ihre Weltwoche



Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK



Stradivari Summit 2012 in den Dolomiten

Erleben Sie das «Gipfeltreffen der besten Streichinstrumente der Welt» in einzigartiger Umgebung. Künstler von Weltrang erwarten Sie zu traumhaften Musikferien im exklusiven 5-Sterne-Wellnesshotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» auf der Seiser Alm in den Südtiroler Dolomiten.

Nach dem Erfolg der ersten Edition im vergangenen Oktober warten beim Stradivari Summit 2012 erneut spannende Begegnungen mit dem Mythos Stradivari, mit Künstlern von Weltrang und den schönsten Werken der Kammermusik auf Sie. Freuen Sie sich auf einen exklusiven Kreis interessierter Menschen, einen besonderen Konzertort und ein exzellentes Feriendomizil. Die an traumhafter Lage eröffnete «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa»***** zählt zu den besten Wellnesshotels Europas.

Europas schönstes und größtes Hochplateau – die Seiser Alm – ist berühmt als sonnenverwöhntes Wanderparadies inmitten des Naturparks «UNESCO Weltnaturerbe Dolomiten». Ob Sie den Tag mit Ausruhen und Wellness, einer Wanderung über die frühlingshaft gefärbte Alm oder einem Ausflug ins Tal, z.B. nach Bozen oder Meran, gestalten möchten, bleibt allein Ihnen überlassen. Am Abend jedoch erwarten Sie unsere Künstler zu einem musikalischen Gipfeltreffen von Weltklasse! Den roten Faden dieser Musikwoche bildet die Arbeit des Genius Antonio Giacomo Stradivari (1644–1737). Der wohl berühmteste Instrumentenbauer aller Zeiten schuf in Cremona Streichinstrumente, deren Qualität bis heute unübertroffen und deren Geschichte von zahlreichen Mythen umrankt ist. Gleich vier seiner aussergewöhnlichsten Meisterwerke sind beim Stradivari Summit 2012 zu erleben:

• Stradivarius-Violine «Ex Leslie Tate» (1710), eine private Leihgabe, gespielt von Susanna Yoko Henkel

- Stradivarius-Violine «Dancla» (1703) der Landesbank Baden-Württemberg, gespielt von Linus Roth.
- Stradivarius-Violine «Bennet» (1692) der Axa-Winterthur-Versicherung, gespielt von Hanna Weinmeister (1. Konzertmeisterin des Orchesters der Oper Zürich)
- Stradivarius-Violoncello «De-Kermadec-Bläss» (1698) der Stradivari-Stiftung Habisreutinger, gespielt von Anita Leuzinger (Solocellistin des Tonhalle-Orchesters Zürich)

Gerhard Wieser, Instrumentenfachmann und Stiftungsratsmitglied der Schweizer Stradivari-Stiftung Habisreutinger, wird im Rahmen eines Einführungsgesprächs die Instrumente der Stiftung vorstellen. Zu erleben sind zudem weitere herausragende Streicher wie die Bratschisten Tomoko Akasaka und Nils Mönkemeyer sowie der Cellist Nicolas Altstaedt, der von Gidon Kremer ab 2012 zum Nachfolger des renommierten Lockenhaus Festivals (A) benannt wurde. Der Zusammenklang der kostbaren Streichinstrumente wird ergänzt durch die Klarinette, welche nicht besser vertreten sein könnte als durch das Ensemble The Clarinotts, in dem sich Andreas Ottensamer (Soloklarinettist der Berliner Philharmoniker), sein Bruder Daniel Ottensamer (2. Soloklarinettist der Wiener Philharmoniker) und Ernst Ottensamer (1. Soloklarinettist der Wiener Philharmoniker) vereinen. Am Klavier werden die Streicher und Bläser durch die vielfach preisgekrönten Pianisten José Gallardo und Anton Kernjak kongenial begleitet.

Weltwoche-Spezialangebot

Stradivari Summit 2012

9. bis 17. Juni 2012, Seiser Alm, Dolomiten
Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa»*****

Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement

(pro Person und Zimmer, Preise Einzelbelegung auf Anfrage)

DZ Dialer Superior, ca. 50 m², mit Balkon
Doppelbelegung: EUR 2060.– (statt EUR 2200.–)

DZ Saslong Exklusive, ca. 50 m², mit Terrasse
Doppelbelegung: EUR 2260.– (statt EUR 2400.–)

Molignon Suite, ca. 75 m², mit Balkon
Doppelbelegung: EUR 2560.– (statt EUR 2700.–)

Leistungen des Arrangements

- 8 Übernachtungen inkl. Halbpension mit 5- oder 6-Gang-Wahlmenüs
- Nutzung des Wellness- und Fitnessbereichs, der Tiefgarage und aller «Alpina»-Wohlfühlleistungen
- 10 Kammerkonzerte und ein Einführungsgespräch gemäss Tagesprogramm

Informationen und Reservationen

SÜDTIROL MOMENTE, Oberbozen–Ritten

Telefon: +39 0471 345 308

E-Mail: info@suedtirol-momente.com

www.suedtirol-momente.com

Bitte geben Sie bei der Bestellung das Stichwort «Weltwoche» an

Giganten

Fünf bekannte, bedeutende und interessante Deutsche. Und was wir von ihnen lernen können.

Von Roger Köppel

Alle kennen Schiller, Goethe, Kant, Nietzsche, Beethoven, Wagner, Max Planck, Einstein und andere überragende deutsche Geistesgrößen, «die mit Ausnahme der Evolutionstheorie und der Idee der Marktwirtschaft alles erfunden haben, was heute eine Rolle spielt» (Peter Watson). Die folgenden fünf deutschen Denker sind weniger bekannt, aber interessant, weil sie unterschätzt werden.

Wilhelm von Humboldt (1767–1835): Humboldt war der Erfinder der modernen Universität schlechthin, ein Revolutionär der Bildung, indem er das Konzept der institutionalisierten Forschung erfand und die Schulen vom Joch der Religion befreite. Humboldt plädierte gerade nicht, wie man es bei einem Deutschen vermuten könnte, für abgehobene Geistesakrobatik, sondern für methodisch hart erarbeitetes Wissen auf der Grundlage von Fakten. Humboldt war *der* Erfinder der modernen Wissenschaften.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831): Heute weithin belächelt, ja verschrien als Urheber unverständlicher philosophischer Abhandlungen, Staatsverherrlicher und Inbild des servilen Professors, der im Berlin unter den Preussen die Macht anbetete und die preussische Monarchie als eine Art Vollendung göttlichen Willens überhöhte. In Napoleon sah er den «Weltgeist zu Pferde». Weil sich zudem Marx auf Hegel berief, geriet der Philosoph gänzlich ins Abseits.

Die Kritik, zum Teil berechtigt, wird Hegel nicht gerecht. Aktuell geblieben ist seine Kritik an der blutigen französischen Revolution, die Hegel als «Furie des Verschwindens» durchschaute. Damit verbunden war die Einsicht, dass politische Freiheit stabiler Institutionen bedarf, die man nicht leichtfertig über den Haufen werfen sollte. Hegel war letztlich ein vernünftiger Konservativer, der gegen die periodisch aufflammende revolutionäre Lust am Niederreißen daran erinnerte, dass die Freiheit zugrunde geht, wenn staatliche Institutionen – meistens im Namen der Freiheit – zerstört werden. Gerade als Schweizer wird man in solchen Gedanken eine sympathische Absage an umstürzlerische Polit-Utopien erblicken, die Intellektuelle und Philosophen zum Schaden der Menschheit immer wieder verbreitet haben.



«Bigotte Bergstämme».

Friedrich Engels (1820–1895): Ob man es will oder nicht, Engels' verheerender Partner Karl Marx bleibt der vermutlich einflussreichste Deutsche aller Zeiten. Ohne ihn hätte es weder Lenin, Stalin noch Hitler oder Mao gegeben. Seine Lehren führten direkt zur russischen Revolution, beeinflussten den Aufstieg von International- wie Nationalsozialismus, inspirierten den Zweiten Weltkrieg, dann den Kalten Krieg, schliesslich die Entkolonialisierung der Dritten Welt, die Studentenunruhen 1968, möglicherweise al-Qaida und insofern die politischen Konfliktlagen im Nahen Osten. Marx prägt – und das ist seine Leistung – bis heute das Denken auch seiner Gegner: Wir verdanken ihm die Einsicht in die Macht der Wirtschaft als Treiber des Fortschritts. Niemand wird die marxische Idee bestreiten, wonach die sozialen Verhältnisse das Bewusstsein der Menschen beeinflussen. Ausserdem kann man nicht leugnen, dass der «Kapitalismus» ebenso schöpferisch wie – etwa im Bereich der Umwelt – auch zerstörerisch wirken kann.

Vor diesem Hintergrund ist es kein Wunder, dass Marx' Kollege und Unterstützer Friedrich Engels etwas im Schatten blieb. Zu Unrecht. Der Mitautor des «Kommunistischen Manifests» war ein glänzender Autor und ein konsequenter Marxist, dabei aber weit humorvoller als Marx. Engels galt als der «bestausgebildete Mann Europas», ein Mehrfachgelehrter, der am Ende des 19. Jahrhunderts unter anderem den Ersten Weltkrieg voraussah.

An Engels lässt sich zudem, aus Schweizer Sicht, die beruhigende Einsicht ableiten, dass politisch bewegte Deutsche mit Linksneigung das freiheitsliebende Alpenvolk schon in früheren Jahrhunderten aufs heftigste beschimpf-

ten. «Endlich also», schrieb Engels 1847, «hat es sich herausgestellt, dass die Wiege der Freiheit nichts anders ist als das Zentrum der Barbarei [...], dass die Enkel Tells und Winkelrieds durch keine andern Gründe zur Raison zu bringen sind als durch Kanonenkugeln, dass die Tapferkeit von Sempach und Murten nichts anders war als die Verzweiflung brutaler und bigotter Bergstämme, die sich störrisch gegen die Zivilisation und den Fortschritt stemmen!» Und weiter: «Die Urschweiz hat [...] mit einer wirklich tierischen Hartnäckigkeit auf ihrer Absonderung von der ganzen übrigen Welt, auf ihren lokalen Sitten, Trachten, Vorurteilen, auf ihrer ganzen Lokalborniertheit und Abgeschlossenheit bestanden.» Engels' Nachbeter Peer Steinbrück (SPD) variiert mit seinen Kavallerie-Metaphern ein uraltes Motiv: den Hass der deutschen Linken auf die unabhängige Schweiz. Die Schweizer sollten sich auch heute nicht beirren lassen.

Sigmund Freud (1856–1939): Vater der Psychologie, eigentlich Österreicher, aber hier den Deutschen zugeordnet. Freud gilt heute als widerlegt, seine Psychoanalyse ist aus der Mode geraten, wohl auch deshalb, weil sie von den Krankenkassen nicht bezahlt wird. Man missversteht den grossen Schriftsteller und Seelenforscher allerdings, wenn man ihm vorwirft, dass seine therapeutischen Ansätze nach aktuellen Massstäben nicht zur Heilung taugen. Freuds zentrales Verdienst: Er entwickelte eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, nachdem der Glaube an die Schöpfung durch Darwin schwer erschüttert worden war (Nietzsche: «Gott ist tot»). Wie kann sich der Mensch in einer «entzauberten» Welt zurechtfinden? Freud predigte den radikalen Ich-Bezug. Der Mensch muss seinem Leben selber einen Sinn vermitteln. Das war die Pointe der Psychoanalyse. Sie offerierte den Leuten, die es sich leisten konnten, die Möglichkeit, im jahrelangen Selbstgespräch mit ihrem Analytiker ihre eigene Lebensgeschichte als Sinnzusammenhang so zu deuten, dass sie sich in einer entgötterten Welt wieder zu Hause fühlten.

Ludwig Erhard (1897–1977): Hervorragender deutscher Wirtschaftsminister, später glückloser Kanzler, Erfinder der «sozialen Marktwirtschaft». Erhard legte den Grundstein zum Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit durch eine liberale Wirtschaftspolitik. Gegen Kanzler Adenauer wehrte er sich vergeblich gegen die Einführung des berüchtigten Umlageverfahrens für Altersrenten, das heute vor einem Milliarden-Kollaps steht. Erhard war für wenig Staat und viel Freiheit, was dem zerstörten Deutschland einen unglaublichen Boom bescherte. Erhard widerlegt das Klischee, deutsche Politiker seien naturgemäss staatsgläubig und antiliberal.

Man kann das Rad nicht neu erfinden.

Neueste Untersuchungen haben gezeigt, dass das Verbesserungspotenzial bei den Verbrauchern und Dingen aus der Verbrennungstechnik und die Technologie der Umwelt zu einem neuen Erlebn...

Revolu
Nach
wick
Kon
ner

Di
un
im
noch
eine u
in ihren

Die Innovati
schränkt. Vi
den Erneuer
sind oft stärk
Wenn zum F
schon lang
Bestehende
hinterfrag
zu stellen
ken und
weniger

Ger
spa
de
si
W
sci
Be
hil
zu s
ken un
wenigen g
muss die Ta
beugen hier

Und im
Heraus

Der V
fen hat
verbesse
sem Bereic
neue Möglichkeite
freizusetzen, die w
vor allem auch für die
erschwinglich sind?

Mobilität ist nicht nur ein gesellschaftlicher Faktor, sondern auch ein höchstes Lebenserlebnis. Wer viel im Auto unterwegs ist und ein Jahr Tausende von Kilometern zurücklegen muss, der wünscht sich ein dynamischeres Auto. Beschleunigung macht glücklich. Das Auto muss auch ein emotionales Erlebnis bieten, das mit tiefem Kraftstoffver-

brauch und dem Verschleiß im Widerspruch steht. Adre

im wirklich umweltschonender

DAS AUTO



**DER NEUE MAZDA CX-5
MIT SKYACTIV TECHNOLOGIE.
EFFIZIENZ UND FAHRSPASS ENDLICH VEREINT.**

LEIDENSCHAFTLICH ANDERS

Große... umweltgerechte
Entsorgung noch nicht einmal in ihren Grundzügen angedacht. Was gibt es für neue Möglichkeiten, Energie zu speichern und wieder freizusetzen, die

logie oder ein Produkt schon lange existiert, immer schwerer, das Bestehende, das man schon lange zu kennen glaubt, zu hinterfragen. Gerade auf längeren Strecken leidet mitunter der Fahrspass. Öfter, als

jedermann lieb sein kann, muss die Tankstelle aufgesucht werden. Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.

Was sind die Möglichkeiten, Energie zu speichern?

Entwicklungsschritte möglich, doch je mehr sich gängige Konventionen durchsetzen und etablieren, umso kleiner wird das Erneuerungspotenzial. Nach einer Erfindung sind kaum noch grosse Entwicklungsschritte möglich, doch je mehr Konventionen

sparen und die Technik noch effizienter machen, um die Umwelt zu schonen, und gleichzeitig das emotionale Erlebnis des Autofahrens erhalten?

Viele Gesellschaften sind an ihrer mangelnden Erneuerungsfähigkeit gescheitert. Wenn zum Beispiel eine Produkt schon lange existiert, ist es schwerer, das Bestehende, das man nicht hinterfragen glaubt, zu hinterfragen. Diese Frage ist nur in Frage zu stellen, sondern sie zu durchbrechen und zu durchbrechen gelingt.

NEU GEDACHT



Wie kann man noch grosse Entdeckungen machen, wenn sich gängige Konventionen durchsetzen? Wie kann man noch effizienter werden, und gleichzeitig das emotionale Erlebnis erhalten? Das ist eine grosse Frage.

Das Problem ist, dass für Grossunternehmen umweltgerechte Grundzüge das Problem des Autors gelöst.

Die Bereitschaft, ein Produkt, das schon existiert, wird das man schon nicht hinterfragen. Diese Konventionen sind aber auch durchbrechen, das ist die Innovation. Die Innovation ist unbeschränkt. Das Problem des Autors gelöst.

Wie kann man noch mehr Energie speichern, um das emotionale Erlebnis des Autofahrens zu erhalten? Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.

Wie kann man noch mehr Energie speichern, um das emotionale Erlebnis des Autofahrens zu erhalten? Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.

Wie kann man noch mehr Energie speichern, um das emotionale Erlebnis des Autofahrens zu erhalten? Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.

Wenn man den perfekten SUV entwickeln will, muss man sich über alle technischen Konventionen hinwegsetzen. Mit der SKYACTIV Technologie haben wir genau das getan und den Motor, das Getriebe, die Karosserie und das Fahrwerk von Grund auf neu entwickelt. Das Resultat – der neue Mazda CX-5 – ist traumhaft: ein leichter und agiler SUV kombiniert mit ausserordentlichem Fahrspass. SKYACTIV-D 2.2 FWD: 4,6 l/100 km, 119 g CO₂/km, max. Drehmoment 380 Nm, Energieeffizienz-Kategorie A. (CO₂-Emissionen: Durchschnitt aller verkauften Neuwagen 159 g/km)

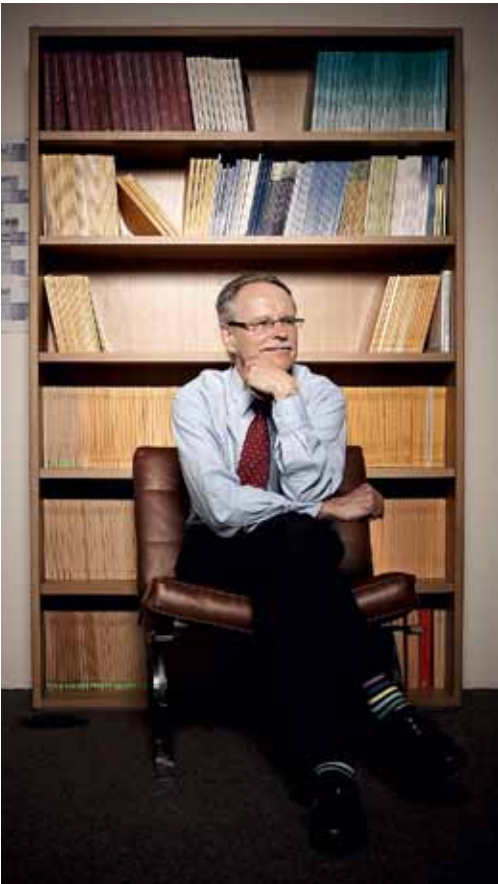


www.CX-5.ch

Wie kann man noch mehr Energie speichern, um das emotionale Erlebnis des Autofahrens zu erhalten? Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.

Wie kann man noch mehr Energie speichern, um das emotionale Erlebnis des Autofahrens zu erhalten? Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.

Wie kann man noch mehr Energie speichern, um das emotionale Erlebnis des Autofahrens zu erhalten? Kluge Fahrer beugen hier frühzeitig vor.



Von Kollegen abgesägt: Ökonom Frey. Seite 40



Gefahrenzone: syrische Rebellen. Seite 46



Geheimplan: Widmer-Schlumpf. Seite 30



Aussteiger: Bertarelli, Gattin Kirsty. Seite 38

Kommentare & Analysen

5 Editorial

13 **Kommentar** Le Pen schlägt Blocher

13 **Im Auge** Ariane Friedrich, Polizeikommissarin

14 **Fussball** «Super» ist nur der FC Basel

14 **Klimaforschung** Kampf um die Integrität der Wissenschaft

15 **Personenkontrolle** Brunner, Blocher, Zuppiger, Widmer etc.

15 **Nachruf** Fakhra Yunous

16 **Verlorene Unschuld am Fuss der Jungfrau**

Interlaken hat eine der höchsten Kriminalitätsraten im Land

18 **Die Deutschen** Nachspiel zu den Mohammed-Karikaturen

18 **Wirtschaft** Besinnungsloses Grundeinkommen

19 **Ausland** Syrien ist nicht Libyen

20 **Mörgeli** Gemischtwarenhändler Christophe Darbellay

20 **Bodenmann** Im Visier: die Pauschalbesteuerung

21 **Medien** Schonzeit für die Schwaben

21 **Kostenkontrolle** 2,5 Millionen für klimaneutrale Briefe

22 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

24 **Wer verteidigt die Schweiz?**

Die Schweiz unter Dauerbeschuss – was zu tun ist

30 **Widmer-Schlumpfs Plan**

Die Finanzministerin will Zugriff auf die Daten der Bürger

32 **Steuern ohne Grenzen**

Die schwierige Aufgabe von Diplomat Michael Ambühl

34 **Gesundheit** Streit um Managed-Care-Modelle

36 **Transport** Der Bau einer zweiten Gotthardröhre rückt näher

37 **Verkehr** Autofahrer büssen für die untaugliche Energiepolitik

38 **Dank dem Urin italienischer Nonnen**

Ernesto Bertarelli hat seine Biotech-Firma Serono verkauft

40 **Angriff aus der zweiten Reihe**

Der Ökonom Bruno S. Frey ist in Ungnade gefallen

42 **Dickschädel und Meisterdenker**

Wer ist Axel Weber, der neue VR-Präsident der UBS?

44 **Warlord, Bestie, CIA-Agent**

Der Aufstieg von Liberias Ex-Präsident Charles Taylor

46 **Pepsi-Bomben und Steinschleudern**

Die verzweifelte Lage der syrischen Opposition

50 **Das Vermächtnis der «Bounty»-Rebellen**

Pitcairn, ein winziges britisches Eiland im Pazifischen Ozean

52 **Gross gescheitert**

Die Young Boys wollten werden wie der FC Bayern München

54 **Meine Freundin Anna**

Die Geschichte einer Alzheimer-Erkrankung

56 **Schweiz auf der Couch**

Jeder sechste Schweizer ist angeblich psychisch krank

58 **Geld, Sex und Liebe**

Kriselt es in der Beziehung, geht es meist ums Geld

HELVESKO  **LADYSKO** und

SWISS MADE

dansko -Bequemsschuhe

werden exklusiv für INTEGRA
Nusshof AG in der **SCHWEIZ**
und in **EUROPA** produziert,
mit viel Handarbeit für beste
Qualität.

Bestellen Sie über den Versand oder
verlangen Sie **gratis** unseren 112-seitigen
Frühlings-/Sommer-Katalog 2012:

INTEGRA Nusshof AG

Hauptstrasse 173, 4422 Arisdorf BL

Tel. 061 816 98 88, Fax 061 816 98 80




www.integra-ag.ch

Fachkompetente Beratung und Verkauf in unseren
14 HELVESKO-LadySko-Dansko-Bequemsschuh-
Fachgeschäften: Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173,
Chur (GR) Vazerolgasse 1, Gossau (SG) St. Galler-
strasse 8, Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum, Luzern (LU)
Frankenstrasse 12, Schlatt/Neuparadies (TG)
Diessenhoferstrasse 14c, Urdorf (ZH) Bergstrasse 37,
Möhligen (AG) Hauptstrasse 24.

Weitere Fachgeschäfte in: Fribourg, Genf,
Lausanne, Losone, Sion und Yverdon.

z.B. FÜR SIE

HELVESKO 


SWISS MADE

FEELING

Gr. 35-43 189.-



z.B. FÜR IHN

HELVESKO 

SWISS MADE

RAPHAEL

Gr. 39-47 199.-



Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
SWISS MADE

LADYSKO

dansko



«Als Kind kümmert man sich nicht um die Weltgeschichte»: Architekt Albert Speer. Seite 64

Interview

64 «Solche Ideen hatte ich nie»

Albert Speer plant Millionenstädte und macht Konzepte für Sportanlagen. Dass er oft auf seinen Vater angesprochen wird, den Architekten Hitlers, nervt ihn

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Miss Schweiz 2012

62 Bestseller

62 Trüffelschweine für verschollene Sounds

Das US-Rockduo The Black Keys stösst auf jede Menge Zukunft

63 Jazz Terez Montcalm

66 Top 10

66 Kino «We Bought a Zoo»

67 Fernseh-Kritik «Liebe und andere Unfälle»

68 Namen Philipp Keel, Irina Beller, Viktor Kortschnoi etc.

69 MvH Mein Pferd

69 Gesellschaft Glaube an die Mammografie

70 Die Besten Der Herr wird gestreift

71 Thiel Am 1. Mai

71 Wein Terrenus. Vinho Regional Alentejano 2009

72 Zu Tisch Prämierung der 50 besten Restaurants der Welt

73 Auto Maserati Gran Cabrio Sport

74 Hochzeit Magali Jaskiewicz und Jonathan George (+)

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Kari Kälin, Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise

oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung

der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine

Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Mehr Auto fürs Geld
www.kia.ch

DIE 4x4 VON KIA: ATTRAKTIV & ZEITGEMÄSS. SPORTAGE & SORENTO



FRÜHLINGS-BONUS

CHF 4'777.-*

* Aktion gültig solange Vorrat, Immatriculation bis 30.06.2012

SPORTAGE

2.0 L CVVT 163 PS ab CHF 33'950.-

2.0 L CRDi 184 PS ab CHF 39'750.-

auch mit 6-Stufen-Automatik erhältlich
Anhängelast 2'000 kg



SORENTO

2.4 L CVVT 174 PS ab CHF 41'950.-

2.2 L CRDi 197 PS ab CHF 47'950.-

wahlweise mit 6-Gang-Schaltgetriebe oder
6-Stufen-Automatik und als 7-Plätzer erhältlich
Anhängelast 2'500 kg

FRÜHLINGS-BONUS

CHF 7'777.-*



NEW PICANTO
ab CHF 14'650.-



NEW RIO
ab CHF 19'990.-



SOUL
ab CHF 22'550.-



VENGA
ab CHF 20'990.-



CEE'D
ab CHF 20'990.-



CEE'D SW
ab CHF 21'990.-



CARENS
ab CHF 29'450.-



CARNIVAL
ab CHF 40'950.-

Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO₂, g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 159 g/km –
Sportage 2.0 L CVVT man./aut. 7,6/8,2 (E/F, 181/195), 2.0 L CRDi man./aut. 6,0/7,1 (C/E, 156/187) – Euro 5.
Sorento 2.4 L CVVT man./aut. 8,7/8,8 (F/F, 208/209), 2.2 L CRDi man./aut. 6,6/7,4 (C/E, 174/194) – Euro 5.
7 Jahre Werkgarantie. Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt.



KIA Motors AG
5745 Safenwil
062 788 88 99



Dolce Vita am Lago di Lugano

Direkt am Lago di Lugano liegt das «Parco San Marco» in einem grossen subtropischen Park. Weltwoche-Abonnenten profitieren von einem einmaligen Sonderarrangement.

Das nur 15 Kilometer von Lugano und dem «Jetset-Hideaway» Lago di Como entfernt gelegene Hotelresort mit atemberaubendem Bergpanorama, entspricht gehobenem Schweizer Hotelstandard. Zur grosszügigen Hotelanlage gehören eine über 30 000 m² grosse subtropische Parkanlage mit 3000m² Privatstrand, ein 200 000 m² grosser Bergwald sowie 111 Suiten und Apartments mit einem traumhaften Seeblick.

Zudem stehen Ihnen zur Verfügung: Relax-Pool, Fun-Pool, Spa San Marco, Buddha-Pavillon, Fitnessraum, Beachvolleyballfeld, Kletterwand, diverse Sport- und Wassersportmöglichkeiten (Surfschule) und vier à-la-Carte-Restaurants mit mediterraner Küche, eines davon befindet sich in unserem Partner-Golfclub Menaggio & Cadenabbia.

Im subtropischen Park des Hotels sind die Skulpturen des italienischen Künstlers Maurizio Perron zu bewundern.

Im Spa San Marco garantieren Whirlpool und Indoorpool, Saunen (inkl. Biosauna), Hammam, Aromakabine, Erlebnis- und Massageduschen, Sole-Licht-Raum mit Meeresklima, Eisbrunnen sowie Beauty- und Massage-Anwendungen vielseitige Entspannung.

Ein weiteres Highlight sind die Monatsthemen wie zum Beispiel Schokolade, Basilikum und Trüffel, welche mit speziellen Anwendungen im Beauty- und Massagebereich, bei Exkursionen in der Region sowie kulinarisch erlebt werden können.

Weltwoche-Spezialangebot

Dolce Vita am Lago di Lugano
2 Übernachtungen in einer «Lake View Deluxe Suite» des Hotels**** Superior Parco San Marco Beach Resort, Golf & Spa

Arrangement
Fr. 469.- (statt Fr. 660.-) pro Person bei Doppelbelegung. Bei einer Anreise So-Mi zusätzlich 10 % Ermässigung. Einzelzimmerzuschlag: Fr. 75.-. Zusatznacht inkl. Frühstück und Nutzung des SPA San Marco: Fr. 199.- pro Person bei Doppelbelegung.

Angebot
2 Übernachtungen inkl. «Buongiorno»-Frühstücksbuffet. Zudem eine 25-minütige entspannende Rücken-, Schulter- und Nackenmassage, ein epikureisches 4-Gang-Menü an einem Abend, eine heimische Aufschnittplatte und ein Glas Wein in Ihrer Suite, freier Zugang zum Spa San Marco, ein tägliches Fitness- und Entspannungsprogramm.

Gültigkeit
Gültig für Aufenthalte bis 27. Juni 2012 und vom 26. August bis zum 21. Dezember 2012 (nach Verfügbarkeit, Feiertage ausgeschlossen).

Buchungen
Buchung Sie Ihr Dolce-Vita-Arrangement mit dem Stichwort «Weltwoche» unter: Telefon +41 91 923 40 86
E-Mail: info@parco-san-marco.com

La leçon française

Von Urs Paul Engeler — Le Pen schlägt Blocher: Die Führerin des Front national will leer einlegen, Frankreich «zum Beben bringen» und an die Macht. Die hiesige Rechte tändelt im System und dümpelt.



«Erst der Anfang»: Rechtspolitikerin Le Pen.

Die Unterschiede sind klein. Die erste Runde der Präsidentschaftswahlen in Frankreich vor zehn Tagen hat ein ganz ähnliches Resultat gezeigt wie die nationalen Wahlen in der Schweiz vom letzten Herbst: keine klaren Mehrheiten, eine relativ dominante Linke, die Gemässigte bis Kommunisten vereinen kann, eine zittrige bürgerliche Mitte, die kein Rezept gegen den Verlust ihrer alten Macht findet und mal nach links, mal nach rechts schiebt, und eine bedeutende Rechte, die Fundamentalopposition ansagt.

Als Differenzen sind sofort zu registrieren: Die hiesige Opposition SVP schwächelt, der Front national wächst. Die SVP klammert sich an jedes Pöstchen, der Front national weist alle Versuche der Einbindung höhnend zurück. Die SVP hat ihren Schrecken eingebüsst und glaubt selbst nicht mehr an sich; der Front national bringt das Politsystem durcheinander und feiert sich überschwänglich.

Es wäre leicht und gar verlockend gewesen für Marine Le Pen, die Führerin des Front national, auf das Werben von Nicolas Sarkozy einzugehen, ihre fast zwanzig Prozent Wählerstimmen gegen eine Mini-Partizipation einzutauschen und vom Trittbrett der Regierung und Verwaltung Sarkozys' aus ihren vielen Anhängern zuzuwinke. Doch die Zielstrebige ist nicht auf politische

Schnäppchenjagd aus; sie verfolgt einen Mehrjahresplan. Vor applaudierenden Anhängern verkündete sie lachend, dass sie am Sonntag, dem Tag des zweiten Wahlgangs, «blanc», also demonstrativ leer einlegen werde.

Dass dank ihres wirksamen Beispiels wohl der Sozialist François Hollande zum Präsidenten der Republik gewählt und die semibürgerliche Mitte aufgerieben wird, nimmt die Strategin nicht nur in Kauf, es ist Teil des Konzepts. Bei der traditionellen Jeanne-d'Arc-Feier vom 1. Mai hat Le Pen denn auch deutlich ausgesprochen, was sie bisher eher angetönt hatte: Sie wolle nichts anderes, als in ein paar Jahren die Macht übernehmen in Frankreich. Der Erfolg in der ersten Runde sei erst der Anfang gewesen. Sie steuert, die Mitte in der Mitte liegend, auf die Konfrontation rechts gegen links zu.

Hinkende SVP ohne Ziel

Der einzige Weg zu diesem Ziel, hat sie erkannt, führt über die Opposition. Lässt der Front national sich auch nur zum Teil von links oder von rechts einwickeln, so verliert er Seele und Schwung. Je weiter er sich aber von den Köpfen und Zentren der Macht entfernen kann, umso kraftvoller wird er. Um diesen Mechanismus zu begreifen, der in jeder schwierigen Situation quasi automatisch spielt, braucht man keinen Master in Politologie und keine jahrelange Erfahrung. Aber Mut und Konsequenz.

Beides bringt Marine Le Pen im Moment mit, beides ist den Chefs der hinkenden SVP offensichtlich abhandengekommen. Was die Partei dem Volk als «Opposition» verkaufen will, verdient derzeit nicht einmal den Namen «politische Alternative». Bald lanciert die Partei extreme Volksinitiativen, bald bettelt sie mit auswechselbar Angepassten um ein Plätzchen in einem Gremium. Eine Strategie – verantwortlich dafür wäre noch immer Christoph Blocher – ist nicht auszumachen, ein Ziel schon gar nicht.

Nun, um klar zu sein: Es geht nicht um die Übernahme des Programms des Front national durch die SVP, sondern um die Politmechanik, um die wirksame Methode, die erklärten Anliegen auch durchzusetzen. Je länger die SVP auf Randpositionen in den Regierungen, die sie überstimmen, zielt, umso mehr verliert sie sich. Die blonde Frau in Frankreich lehrt, wie der kurzfristige Verzicht auf Posten sich politisch lohnen kann.

Facebook zugeklappt



Ariane Friedrich, Polizeikommissarin.

Als Hochspringerin ist Ariane Friedrich, 28, keine gerngesehene Nummer, mit ihren 1,79 Metern Körpergrösse überfliegt sie die Latte 2,06 Meter über Boden. Und keine zeigt ihre Gefühle so ungefiltert. Die elektrische Spannung vor dem Anlauf, dass ihr die Kurzhaarfrisur – mal weissgoldene, mal rosa – zu Berge steht. Die Freudenexplosion, wenn ihr ein Sprung gelungen ist. Manchmal ein Tränchen der Enttäuschung. Viele Männer stehen auf das Temperamentbündel Ariane (laut ihrer Website «glücklich vergeben») mit den schwarz-rot-gold lackierten deutschen Fingernägeln und den phosphoreszierenden Schuhen. Und möchten sich in den angreifenden Tiger verwandeln, den sie auf ihren unteren Rückenbereich tätowieren liess. Einer hat an ihre Facebook-Adresse eine obszöne Liebeserklärung geschickt mit seinem verpixelten Pimmel, ein pornografisches Vergissmeinnicht des digitalen Zeitalters. Aber dieser Thorsten Schweinigel ging ihr zu weit. «Ich wurde beleidigt, sexuell belästigt, und einen Stalker hatte ich auch schon. Es ist Zeit, mich zu wehren.» In ihrer Wut stellte sie ihn mit vollem Namen und Adresse an den Pranger.

Das hätte sie vielleicht nicht tun dürfen, denn sie arbeitet zivilberuflich als Polizeikommissarin in Darmstadt; eine Anzeige hätte genügt. Es entbrannte eine der beliebten Empörungs- und Rechthaberdebatten. Die Schmuddelpost könnte auch das Fake eines Exhibitionisten sein. In A. gibt es zwei fragliche Namensvetter. Einer hatte dann sogar die Chuzpe, Ariane ein Treffen vorzuschlagen – oder war er bloss ein versteckter Trittbrettfahrer in diesem virtuellen Spiel? Die Polizeidirektion riet ihrer Beamtin von einem Rendezvous ab. Die Polizeigewerkschaften stehen hinter ihrer Blossstellungsaktion. Das hessische Polizeipräsidium arbeitet den Vorgang juristisch auf, und Kommissarin Ariane tut weiterhin Dienst. Vor allem aber trainiert sie auf die Olympischen Spiele hin, nachdem sie das ganze letzte Jahr wegen eines Achillessehnenrisses ausgefallen war. Jetzt weiss man: Es gibt sie noch. Doch ihre Facebook-Seite hat sie geschlossen.

Peter Hartmann

«Super League»

Von Marcel Siegenthaler — Ausser dem FCB hatte die Meisterschaft nichts zu bieten, was «super» ist.

Kleinere und Schwächere schlagen, auf sie Keindreschen, ihnen immer und immer wieder die eigene Überlegenheit um die Ohren hauen: Das gehört sich einfach nicht. So haben sie es als Kinder gelernt, die Spieler des FC Basel. Doch als junge Erwachsene gilt das nicht mehr. Mit einschläfernder Regelmässigkeit haben sie in den letzten Monaten kleinere und schwächere, ja sogar kranke und ums nackte Überleben kämpfende Gegner geschlagen – und sind dafür immer und immer wieder umjubelt worden.

Jetzt haben die Spieler des FC Basel genügend Pflichtsiele aneinandergereiht, um als Schweizer Meister 2012 festzustehen. Selbst wenn Fifa-Chef Sepp Blatter dem FC Sion die 36 abgezogenen Punkte persönlich ins Wallis zurückbringen würde, könnte der Klub von Alleinherrscher Christian Constantin den Baslern nicht mehr gefährlich werden. Alle anderen Teilnehmer in der sogenannten Super League haben sich schon vor langer Zeit vom Meisterkampf oder im Fall von Xamax sogar vom Ligabetrieb verabschiedet.

Unvermögen, Pleiten, Konkurse

Im letzten Juli sagte uns der *Blick* «Die geilste Saison aller Zeiten!» voraus. Man braucht schon ein gerüttelt Mass an Zynismus, um zu behaupten, diese Prophezeiung habe sich bewahrheitet. Ausser dem FC Basel hat die «Super League» zurzeit nichts zu bieten, was auch nur annähernd super ist. Im Gegenteil: Unvermögen, Pleiten, Konkurse und die Inhaftierung eines Klubpräsidenten prägen das Bild.

Allzu hohe Wellen werfen diese Peinlichkeiten nicht. Denn die Fans auf den Tribünen sind genauso bescheiden wie das Gekicke auf dem Platz. Und die Fans in den Redaktionsstuben sind angehalten, die Super League schönzureden und noch schöner zu schreiben. Schliesslich geht es für ihre Arbeitgeber um viel Geld. Beispiel Schweizer Fernsehen: Es will nächste Saison 36 Spiele live übertragen und mit möglichst vielen Zuschauern hohe Werbeeinnahmen generieren. Beispiel Ringier: Dem Medienhaus gehört nicht nur der *Blick*, sondern auch der offizielle Vermarkter der Super League (Infront/Ringier) und zum Teil auch der Pay-TV-Sender, der alle Super-League-Spiele live überträgt (Teleclub).

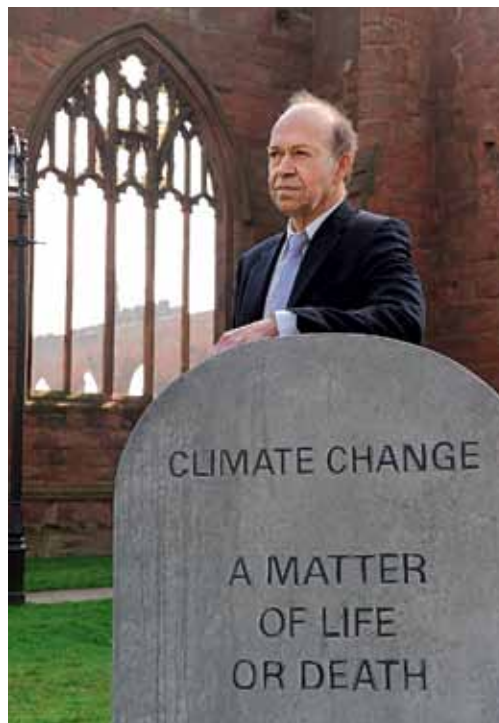
Alles klar? Wetten, dass die nächste Saison noch geiler wird? Und irgendwann im Frühling 2013 steigt dann auf dem Basler Barfüsserplatz die nächste Meisterfeier.

Wenn das Eis bricht

Von Hanspeter Born — Immer weniger Leute nehmen die apokalyptischen Prognosen der Klimaforscher ernst. Auf dem Spiel steht jetzt die Integrität der Wissenschaft.

James Hansen, einer der Väter der modernen Klimaforschung, hat schon 1981 in einem in der Zeitschrift *Science* publizierten Artikel auf die potenziellen Folgen der durch den Ausstoss von CO₂ verursachten Klimaveränderungen hingewiesen, darunter die «Schaffung von dürranfälligen Regionen in Nordamerika und Zentralasien als Teil der sich verschiebenden Klimazonen» und die «Erosion des westantarktischen Eisschilds mit einem daraus folgenden weltweiten Anstieg des Meeresspiegels». Der 71-jährige Direktor des Raumstudieninstituts der Nasa (Giss) sieht heute seine damaligen Voraussagen bestätigt und hat diese Woche in einem Vortrag an der ETH vor noch dramatischeren Auswirkungen gewarnt, welche die jüngeren unter seinen Zuhörern möglicherweise erleben werden.

Das Klima, so Hansen, reagiere sehr träge. Weil ein Grossteil der durch das ausgestossene CO₂ erzeugten Wärme von den Meeren aufgenommen wird und deren Temperatur kontinuierlich steige, werde es früher oder später «garantiert» zum Zerfall der polaren Eisdecken kommen. Dadurch könne die Meerestemperatur in Nordeuropa um bis zu 10 Grad Celsius sinken, während gleichzeitig die subtropischen Gebiete immer wärmer würden. Die Folge werden gemäss Hansen Stürme von ungeahnter Heftigkeit sein. Wann? Niemand weiss



Noch dramatischer: Klimaforscher Hansen.

es. Aber: «Die Schwierigkeit, den genauen Zeitpunkt des Meeresspiegelanstiegs und den Ort zunehmender extremer Wetteranomalien vorauszusehen, verringert die Gefahr nicht.»

Um solche und andere verheerende Entwicklungen zu vermeiden, möchte Hansen den Ausstoss von CO₂ jährlich um 6 Prozent reduzieren. Dies könne erreicht werden, wenn man den Produzenten der Fossilbrennstoffe mit einer Steuer die Kosten auferlege, die sie der Menschheit verursachen.

Taktik des Diffamierens

In der Wissenschaft sei unbestritten, dass der menschenverursachte Klimawandel eine Gefahr darstelle. Die Politiker wüssten es. Wieso denn geschieht nichts? Hansen gibt die Schuld einer von «Contrarians» (auch Klimaskeptiker oder Klimaleugner genannt) geführten und von der Kohle- und Ölindustrie unterstützten «Desinformationskampagne». Regierungen stünden unter dem Einfluss von Sonderinteressen und nähmen die Frage auch deshalb nicht ernst, weil sie selber längst nicht mehr im Amt sein werden, wenn die katastrophalen Folgen eintreten.

Hansen tadelt Medien, die der kleinen Zahl von «contrarians» viel zu viel Platz einräumen. Er und seine Kollegen in der offiziellen Klimaforschung glauben, bloss Spinner oder Söldlinge der Fossilbrennstoff-Industrie bezweifelten ihre Forschungsergebnisse und widersetzten sich ihren Rezepten.

Nun sind aber die Skeptiker, welche die Computermodelle und apokalyptischen Prognosen Hansens und anderer Klimaforscher bezweifeln, keineswegs nur gedungene, bössartige oder schrullige Aussenseiter, sondern ernsthafte Physiker, Geologen, Meteorologen und Statistiker. Vielen Kritikern der offiziellen Klimawissenschaft und des Weltklimarats IPCC geht es nicht mehr nur ums Klima, sondern um die Integrität der Wissenschaft. Wissenschaft lebt vom ehrlichen Austausch der Forschungsergebnisse. Wenn die offizielle Klimawissenschaft Statistiken schön, Kritik unterdrückt, Daten verheimlicht und Skeptiker diffamiert, tut sie sich keinen Dienst.

Nach Meinungsumfragen nehmen immer weniger Leute die apokalyptischen Prognosen Hansens ernst. Anstatt den Gläubigen der ETH zu predigen, wären er und seine Mitstreiter gut beraten, öffentlich mit Wissenschaftlern wie Lindzen oder Svensmark zu debattieren, die andere, durchaus einleuchtende Theorien über das Klima haben.

Personenkontrolle

Brunner, Blocher, Zuppiger, Widmer, Trede, Prelicz-Huber, Rytz, Simonazzi, Maurer

Der leitende Oberstaatsanwalt des Kantons Zürich, **Andreas Brunner**, pflegt eine Justiz der zwei Geschwindigkeiten. Gegen den SVP-Nationalrat **Christoph Blocher** ermittelt er mit Hochdruck und rabiaten Mitteln. In der Causa **Bruno Zuppiger** (SVP) hingegen ist auch viereinhalb Monate nach Auffliegen der Erbschaftsaffäre keine Bewegung erkennbar. Zuppiger, der während zehn Jahren einige hunderttausend Franken den berechtigten Erben vorenthalten hatte, hat erklärt, als Nationalrat zurückzutreten, sobald eine Anklageschrift vorliege. Da dies nicht der Fall ist,



Tempowechsel: Oberstaatsanwalt Brunner.

nimmt er – aufgeräumt wie eh und je – während der Sondersession in Bern Platz. Dem Vernehmen nach versucht er, die «Erbsünde» auf einen Mitarbeiter abzuschieben. (upe)

In der Sache war der Kommentar, den die *Sonntagszeitung* zu angeblich verschwundenen Waffen und zur unfähigen Armee abdruckte, ein Nuller auf der Scheibe. Meinungsmacher **Joël Widmer** forderte eine Neuauflage der gescheiterten Entwaffnungs-Initiative, die vor Jahresfrist beim Volk kläglich gescheitert ist. Mit seinem Appell, die Sturmgewehre «im Zeughaus» wegzuschliessen, will Widmer die Waffen ausgerechnet jener «sorglosen» Armee anvertrauen, bei der er «keine genügende Sicherheitskultur» geortet hat. Seine Anti-Waffen-Kampagne gibt den Blick frei auf eine gut verdeckte polit-mediale Liaison. Widmer ist der Lebenspartner der jungen Grünen **Aline Trede**, Stadträtin in Bern, Ersatzfrau auf der grünen Nationalratsliste – und vor allem Mitinitiantin und Erstunterzeichnerin der gescheiterten Entwaffnungs-Initiative. Auf ihrer Website fordert Trede: «Waffen brauchen wir nicht mehr.» In der *Sonntagszeitung* echot Widmer: «Waffen gehören endlich ins Zeughaus». Ebenso antidemokratisch führt Trede in Bern Beschwerde gegen den Urnenentscheid für tiefere Autosteuern. (upe)



Verdeckte Liaison: Grüne-Stadträtin Trede.

Katharina Prelicz-Huber gehörte zu den fünf grünen Nationalratsmitgliedern, die im letzten Herbst abgewählt wurden. Dafür hat die Präsidentin der Grünen Frauen jetzt Zeit, die Gesinnung ihrer «KollegInnen» zu prüfen. So mussten sich auf Geheiss der Frauengruppe alle, die sich um das Präsidium oder das Vizepräsidium der Grünen Partei bewarben, einem Test zum Thema «Geschlechtergerechtigkeit» unterziehen. Das Ergebnis stellte Prelicz an der Delegiertenversammlung der Grünen vor. «Die Qualität der Antworten ist unterschiedlich», sagte sie streng. Am geschlechtergerechtesten schnitt **Regula Rytz** ab, die auch prompt als Präsidentin gewählt wurde. (lsc)

Bundesrat sein ist offenbar doch nicht so ein Stressjob, wie man gemeinhin annehmen könnte. Am vorletzten Mittwoch, vor den versammelten Bundeshausjournalisten, verkündete Vizekanzler **André Simonazzi**, der Bundesrat habe seinen Tag in ungewöhnlicher Manier verlängert – damit er um 17.30 Uhr (sic!) noch vor die Medien treten könne. Regieren unsere Landesväter und -mütter tatsächlich nur zu gewöhnlichen Bürozeiten? Simonazzi antwortet auf Nachfrage, eine solche Unterstellung sei «ungerecht». Er habe seine Aussage auf die Verfügbarkeit der Journalisten bezogen, denn normalerweise beende der Bundesrat seine Pressekonferenz nach der grossen Mittwochssitzung um 16 Uhr. Ähnlich viel Mitgefühl für die schreibende Zunft zeigte Verteidigungsminister **Ueli Maurer**, als er kürzlich die jüngsten Entscheide zum Kampfflugzeug Gripen kommunizierte: «Ich fühle mit Ihnen, ich habe auch noch einige Überstunden zu leisten.» (kk)



Spätschicht: Vizekanzler Simonazzi.

Nachruf



Langer Kampf: Säureopfer Fakhra.

Fakhra Yunus (1978–2012) — Ihr Leben war trockener Fels, auf dem nichts blühte ausser einem sanften Lächeln. Als Tochter einer heroinsüchtigen Mutter verdiente Fakhra Yunus ihr Brot dort, wo sie geboren wurde: im Rotlicht-Milieu von Karatschi, Pakistan. Als sie 18-jährig für eine noble Herrschaft die Hüllen fallen liess, schien das Glück sie gefunden zu haben. Bilal Khar, Sohn des Ex-Gouverneurs der Provinz Pandschab, fand Gefallen an ihr und nahm sie zur Frau. Bald jedoch verschwand die Sonne für immer. Nach drei Jahren sexuellem Missbrauch gelang Fakhra die Flucht zurück zur Mutter. Dort überraschte sie eine Stimme im Schlaf: «Fakhra! Wach auf!» Bevor sie aufsehen konnte, spürte sie eine brennende Flüssigkeit im Gesicht. Sie fühlte, wie die Kleider sich in ihre Haut einbrannten, die Haare vom Gesicht weggeschmolzen und die Lippen verklebten.

1500 Säureattacken werden jährlich registriert, vorwiegend in Asien. Fast immer kommen die Täter davon. Stets ist ihr Motiv dasselbe: Die Frau hat die Ehre verletzt, der Mann muss sein Gesicht wahren.

2001 begann Fakhras zweites Leben. Italien gewährte ihr Asyl. Nach 39 Operationen vermochte sie ihren Mund zu bewegen. Einmal sei sogar ihr Lächeln zurückgekehrt, berichten Betreuer: als im Februar «Saving Face» mit dem Oscar ausgezeichnet wurde. Der pakistanische Dokfilm (am 20.5. auf WDR zu sehen) ist eine Hommage an Säureopfer, die trotz aller Not nicht aufgeben. Fakhras Kraft jedoch war nach zwölf Jahren Kampf aufgebraucht. An einem Frühsommertag öffnete sie die Balkontür ihres Römer Appartements und sprang. *Urs Gehrig*

Die verlorene Unschuld am Fuss der Jungfrau

Von *Andreas Kunz* — Interlaken im Berner Oberland hat eine der höchsten Kriminalitätsraten im Land. Abseits der Postkartenidylle kämpft die Gemeinde mit den Auswüchsen des Tourismus-Booms. Die Ferien-Metropole zieht Diebe, Einbrecher und straffällige Asylanten an.



«Kosmopolitischer Schmelztiegel»: Dorfzentrum von Interlaken.

Roger B. und seine Frau Nataliya feiern ihren zweiten Hochzeitstag, sie trinken Wodka mit Red Bull, es geht hoch zu und her an diesem Samstagabend in «Jenny's Bar» in Interlaken BE. Irgendwann kann sich Roger B. kaum mehr auf den Beinen halten, das junge Paar macht sich auf den Heimweg. Plötzlich steht der Mann wieder vor dem Lokal, er hält eine Pistole in der Hand und schießt durchs Fenster. Panik bricht aus, überall liegen Glasscherben, zwei verletzte Gäste müssen ins Spital gebracht werden. Roger B., ein 26-jähriger Maler aus der Region, wird noch vor Ort verhaftet.

Eine Woche später hängen Schaltafeln im Fensterrahmen von «Jenny's Bar». Die Servier-tochter im nahe gelegenen Restaurant «Toscana» erinnert sich: «Ich war auf ein Feierabendbier dort. Der Schrecken sitzt mir noch immer in den Knochen.» Sie schüttelt den Kopf: «Ich weiss auch nicht, wie so etwas pas-

sieren konnte. Es war ja ein Schweizer, der plötzlich geschossen hat, ein Einheimischer.»

Die Schiesserei hat zu reden gegeben im schönen Interlaken, der Berner Oberländer Tourismus-Metropole. Im Restaurant «Bahnhöfli» sitzen die Männer bei einer Stange Rugenbräu und fragen sich, was für ein Motiv Roger B. wohl hatte. Ob ein Streit mit seiner Frau der Auslöser war oder ob es einfach am Alkohol lag, vielleicht sogar an den Drogen, die in den Bars und Klubs herumgeboten würden. In einem sind sie sich einig: «Es ist gäng struber geworden hier.» Einbrüche, Diebstähle, Drogenhandel – alles habe zugenommen. Es sei ja auch in der Zeitung gestanden, sagen die Männer und neigen sich stumm dem Bierglas zu.

«Interlaken ist trauriger Spitzenreiter», titelte die *Jungfrau-Zeitung* Ende März. Laut Kriminalstatistik der Kantonspolizei Bern wurden hier im letzten Jahr gemessen an der

Bevölkerungszahl kantonsweit die meisten Straftaten begangen – mehr noch als in den Zentrumsstädten Thun, Bern und Biel. Landesweit belegt Interlaken den fünften Platz und ist mit seinen 5500 Einwohnern der erste grössere Ort in der Kriminalitätsrangliste.

Jeder Vierte fühlt sich nachts unsicher

Allein 2011 haben die Delikte um 32 Prozent auf 1327 Straftaten zugenommen. Das entspricht 3,6 Verstössen pro Tag oder 244,4 Delikten pro 1000 Einwohner. Zürich (138,9), Basel (126,2), Luzern (143,5) sowie alle anderen Schweizer Städte schneiden deutlich besser ab. Ins Bild passen die Zahlen der Opferbefragung der Universität Zürich, die Ende letzten Jahres veröffentlicht wurden. Die Studie zeigte, dass in Interlaken deutlich mehr Einbrüche, Einbruchversuche, Auto- und Fahrraddiebstähle vorkommen als im Rest der Schweiz. Weniger

als die Hälfte der 502 befragten Interlakner finden die Polizeipräsenz genügend. Jeder Vierte fühlt sich nachts auf den Strassen unsicher. Über 40 Prozent sorgen sich um die Sicherheit ihrer Familienmitglieder. 66 Prozent stören sich an Vandalismus und 53 Prozent an den Drogenabhängigen. Es sind Zahlen, die Interlaken, einer der weltweit bekanntesten Ferienorte der Schweiz, von einer ganz anderen Seite zeigen.

Auf den ersten Blick ist davon nichts zu sehen, das Dorf zwischen Briener- und Thunersee präsentiert sich wie auf der Postkarte: Die Schweizer und Berner Fahnen wehen, dank dem Föhn ist die Sicht auf die schneebedeckten Berge überwältigend, die Aare tiefblau. Hunderte Touristen schlendern durch die Gassen, darunter viele Chinesen, Inder und Japaner. Sie fotografieren, kaufen Uhren, Messer oder Sennenkutteli aus dem Sonderangebot, posieren vor den Pferdekutschen oder lassen sich mit einer Mini-Elektrolok durch die Hauptstrasse fahren, genauso wie im Disneyland. Auf der Terrasse des Restaurants «Bernerhof» versucht sich der Kellner am Alphorn, die amerikanischen Gäste johlen.

«Geits no, Tuble?»

Im «Bahnhöfli» streiten die Stammgäste über die richtige Zubereitung eines Cervelat-Salats oder kommentieren das Wetter («Föhnig wie ne Mohre!»). Wie es zu- und hergeht manchmal in Interlaken, darüber kann jeder eine Geschichte erzählen. Die meisten Anekdoten sind harmlos, mitunter sogar ziemlich lustig, etwa, als einer erzählt, wie er betrunkene englische Nachtruhestörer in «Universalsprache» zum Verstummen bringe («Geits no, Tuble?»). Sie erzählen von gelegentlichen Vandalenakten und von Raufereien in den frühen Morgenstunden, die einige Barbetreiber dazu veranlasst hätten, ihr Lokal um Mitternacht zu schliessen.

Ernsthafter wird es, als es um die Drogenszene unten am Aare-Kanal geht, wo die Junkies und Alkoholiker ihren Platz hätten, nachdem sie vom *Schuegässli*, direkt vor dem Grandhotel «Victoria Jungfrau», vertrieben worden waren. Natürlich erinnern sich auch alle an den Kosovaren, der im letzten Sommer im Restaurant «Waldrand» einem einheimischen Schwinger die Kehle aufschlitzte, was landesweit für Schlagzeilen sorgte. Verschwörungstheorien fehlen ebenfalls nicht, zum Beispiel, dass die Polizei über gewisse kriminelle Vorgänge gar nicht mehr informiere, um die heile Fassade zu wahren.

Das Interlaken jenseits der Idylle habe «gängscho» existiert, sagt ein stämmiger Mann und lädt den Besucher auf eine Rundfahrt in seinem alten VW Golf ein. Es geht vorbei an den teuren Bijouterien, edlen Kongresszentren und prunkvollen Hotels, hinter denen baufällige Häuser stehen, wo «Randständige, Drögeler und Asylanten» untergebracht seien.

Mit letzteren habe man immer wieder mal «Komedi», vor allem Frauen würden belästigt und trauten sich nachts kaum mehr auf die Strassen. Ein Kollege, Bauarbeiter von Beruf und von kräftiger Statur, sei kürzlich beim Bahnhof Interlaken West von einer Gruppe Schwarzer überfallen worden und wage sich seither nur mit unguuten Gefühlen in die Dunkelheit. «Das nimmt einem schon die Freiheit, solche Sachen», sagt der Mann am Steuer.

Nachdem auf dem Brünig ein sogenanntes Sachabgabezentrum für Asylanten eingerichtet wurde, haben sich in den umliegenden Gemeinden die Verstösse gegen das Betäubungsmittelgesetz innerhalb eines Jahres fast vervierfacht. In der Zentralbahn, die nach Interlaken führt, seien innert fünf Monaten 273 strafrechtlich relevante Fälle durch Asylanten nachgewiesen worden, schrieb der SP-Grossrat Christoph Ammann in einer Interpellation an den Berner Regierungsrat. «Die Betroffenen nehmen die Gefahr, ertappt und bestraft zu werden, infolge ihrer insgesamt ungünstigen

«Hier ist eine Entwicklung im Gang, bei der wir selber mehr Fragen haben als Antworten.»

Aussichten und mit Blick auf die zu erwartenden Einkünfte aus der Dealertätigkeit bewusst in Kauf», erhielt er zur Antwort. Ende 2010 führte das Sonderkommando Enzian auf dem Brünig eine Grossrazzia durch, bald darauf wurde das Sachabgabezentrum geschlossen. Doch seit kurzem ist gleich nebenan, in der Truppenunterkunft auf dem Tschorren, eine neue Anlage mit 140 Plätzen in Betrieb. Rund um Interlaken gibt es zwei zusätzliche «Durchgangszentren» mit weiteren achtzig bis hundert Asylanten. Hinter vorgehaltener Hand ist bei den Behörden zu vernehmen, dass einzelne Tunesier für bis zu 120 Straftaten verantwortlich seien. Kein Wunder, wenn die Kriminalitätszahlen explodierten, heisst es.

In Interlaken ist es Abend geworden, vor den Bars und Beizen tummeln sich die Partygänger. Wird einer verprügelt oder hat er sich ins Koma getrunken oder zu viele Drogen genommen, landet er im Spital im benachbarten Unterseen. Thomas Ihde ist Chefarzt des psychiatrischen Dienstes, er sagt: «Interlaken erlebt den Wandel vom Dorf in ein kleines, urbanes Zentrum.» Aus der ganzen Welt kämen die Touristen und verwandelten die Gemeinde in einen «kosmopolitischen Schmelztiegel mit allen Vor- und Nachteilen». Bei Problemen – und die gebe es vor allem während der Saison an jedem Wochenende – sei die «Hauptursache Nummer eins» noch immer mit grossem Abstand der Alkohol. Zugenommen hätten aber auch die Fälle von Kokain oder K.-o.-Tropfen, «genauso wie überall sonst auch in den Schweizer Ballungszentren», sagt Ihde. Neu sei der

Missbrauch von Rivotril, einem rezeptpflichtigen Beruhigungsmittel, das in Verbindung mit Alkohol die Gewaltschwelle drastisch senke. Eingeführt worden sei es von Tunesiern aus Italien, mittlerweile konsumierten es aber auch die jungen Einheimischen. Ihde will nicht dramatisieren, aber er sagt: «In Interlaken ist eine Entwicklung im Gang, bei der wir selber mehr Fragen haben als Antworten.»

Balkan-Gang im Peugeot

Eigentlich müsste sich die Tourismus-Metropole keine Sorgen machen um gewaltbereite Gäste, Einbrecher oder Diebe, denn zuständig für die Sicherheit im Gemeinderat ist Peter Michel (SVP), dreimaliger Gewinner des Unspunnen-Steinstossens und wohl einer der stärksten Männer im Land. Er sagt denn auch ziemlich forsch: «Diese Kriminalitätsstatistik kann ich nicht ernst nehmen.» Interlaken habe pro Jahr über 800 000 Übernachtungen, allein 2011 seien sechs Grossanlässe wie das Jodlerfest oder das Greenfield-Open-Air durchgeführt worden. «Wo etwas läuft, kommen auch die, die wir nicht wollen», sagt Michel. Wenn ein Vater seinem Sohn beim Paragliding zuschaut, könne es halt passieren, dass ihm nachher der Rucksack fehle. Zudem würden die Diebstähle in den Zügen, und das seien «ziemlich viele», stets in Interlaken, dem Endbahnhof, gemeldet. «Wir sind eine typische Zentrums-gemeinde», sagt Michel. «Ein besonderes Kriminalitätsproblem haben wir sicher nicht.» Natürlich würden aber während der Saison die Polizeipatrouillen erhöht, um die Sicherheit noch besser zu gewährleisten. Gegen einzelne Phänomene, etwa die straffälligen Asylanten oder die Randständigen am Aare-Kanal, habe man aber «polizeitechnisch leider einfach keine Handhabe», sagt Michel.

Als es Nacht wird in Interlaken, verschwinden die älteren Touristen in ihre Hotels, aus den Bars dringt Livemusik, und durch die Gassen wackeln junge Menschen mit Bierbüchsen in der Hand. Statt einer Pferdekutsche fährt auf der Hauptstrasse eine Balkan-Gang in ihrem Auto langsam rauf und runter, die jungen Männer schauen böse, lauter Gangsta-Rap ertönt, und würden sie keinen Peugeot fahren, wäre es eine Szene wie in einem amerikanischen Film.

Es wird an diesem Wochenende erneut zu Nachtruhestörungen, Raufereien, betrunkenen Koma-Patienten, Drogenhändeleien und Diebstählen kommen, genauso wie in anderen multikulturellen Zentren der Schweiz. Auch wenn die Kriminalitätsstatistik Interlaken aufgrund der vielen Gäste unrecht tut – die Einheimischen spüren, dass ihr Dorf nicht nur für gutbetuchte Touristen zum Magnet geworden ist. Sind die vielen Fahnen, Tulpenbeete und Chalets in der Dunkelheit verschwunden, verliert auch die helvetische Postkartenidylle am Fuss der Jungfrau ihre Unschuld. ○

Zu wenig Mut

Von Henryk M. Broder — Die Mohammed-Karikaturen und ein weiteres Nachspiel.



Am 25. September 2005 hatte die dänische Zeitung *Jyllands-Posten* zwölf Karikaturen des Propheten Mohammed veröffentlicht. Mit Verzögerung kam es in der islamischen

Welt zu gewalttätigen Protesten gegen Dänemark, bei denen über 100 Menschen ums Leben kamen. Dänische und norwegische Botschaften wurden angegriffen, auf das Gebäude von *Jyllands-Posten* wurden zwei Anschläge verübt, einer der Zeichner, Kurt Westergaard, entkam nur knapp einem Mordanschlag.

Im September 2010 wurde Westergaard in Potsdam der Medienpreis des Sanssouci-Colloquiums verliehen, «als Anerkennung für sein unbeugsames Eintreten für Presse- und Meinungsfreiheit und für seinen Mut, zu diesen demokratischen Werten zu stehen». Der Preis wurde von Kanzlerin Merkel überreicht, die Laudatio hielt Joachim Gauck, inzwischen Präsident der Bundesrepublik. Er sagte: «Heute sind Sie es, der uns ermutigt zu eigenem Mut [...] Wir loben und preisen das, wovon wir zu wenig haben. Es ist eine Tugend, einem überzeugenden Argument zu weichen, aber es ist Feigheit, einer Bedrohung von Feinden der Freiheit zu weichen.»

Letzte Woche hat der Innenminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Rolf Jäger (SPD), vertreten durch den Polizeipräsidenten von Dortmund, der Bürgerbewegung PRO-NRW per Erlass untersagt, während einer genehmigten öffentlichen Versammlung eine «der von Kurt Westergaard stammenden islamkritischen Karikaturen oder solche Karikaturen, die mit ihm assoziiert werden», zu zeigen. Denn: «Vor dem Hintergrund der zu erwartenden nationalen und internationalen Medienberichterstattung» sei «mit Straftaten von Personen aus dem islamistischen Spektrum und auch einer Erhöhung der Gefährdungssituation für Kurt Westergaard selbst zu rechnen». Gegenüber dem ZDF begründete der Innenminister das Verbot etwas anders: «Diese Aktion ist widerlich, weil sie eigentlich eine friedliche Religion wie den Islam versucht herabzusetzen, auf ganz schäbige Art und Weise. Das wollen wir hier in Nordrhein-Westfalen nicht, das wollen wir nicht tolerieren.»

Am 30. April hat das Verwaltungsgericht Düsseldorf den Erlass des Innenministers aufgehoben. Die «notwendigen Voraussetzungen» seien «nicht gegeben».

Besinnungsloses Grundeinkommen

Von Silvio Borner — Monatlich 2500 Franken für alle vom Staat – so das Versprechen einer Volksinitiative. Die Unterstötzer berufen sich zu Unrecht auf den liberalen Ökonomen Milton Friedman.

Man könnte es sich einfach machen und die Initiative am Souverän scheitern lassen, denn ich zweifle nicht daran, dass sie vor dem Volk eine Abfuhr erhalten wird. Allerdings ist schon ihre Ankündigung ein Symptom für den schleichenden Vormarsch des Sozialismus, das man genauer ansehen muss.

Die Initiative kommt nicht als brachial revolutionäre Forderung nach umfassender Kollektivierung des Eigentums an Produktionsmitteln und der Diktatur des Proletariats daher. Der Marxismus alter Prägung ist endgültig passé. Die volkswirtschaftliche Produktion soll nicht mehr vom Anfang her kollektiviert werden, also angefangen bei den Produktionsmitteln, sondern vom Ende her: Man enteignet nicht mehr die privaten Produzenten, sondern die Einkommensbezüger und Konsumenten. Dazu setzt man auf die demokratische Mehrheitsabstimmung. Es ist absolut naiv, zu glauben, dass diese Kollektivierung der Einkommen via Umverteilung weniger schädlich wäre als die historisch so grandios gescheiterte Kollektivierung der Produktionsmittel.

Die Forderung nach dem «bedingungslosen Grundeinkommen» ist damit der Höhepunkt einer jahrzehntelangen Kaskade von Umverteilungsideen. In einer ersten Phase war die Fürsorge eine freiwillige private Wohltätigkeit.

Dann kamen Sozialversicherungen dazu, welche durch Poolung von Risiken wie Invalidität, Arbeitslosigkeit oder Alter einen Versicherungsschutz boten, aber von den Versicherten selbst mit Prämien finanziert wurden.

Die Interessen der Sozialbürokratie

Dann mutierten diese Sozialversicherungen immer mehr zu Steuertransfermechanismen mit wachsenden Umverteilungskomponenten. In einem nächsten Schritt wurde ein Grundrecht auf Existenzsicherung verankert, das allen einen Anspruch auf Sozialfürsorge zugestand, die irgendwie durch alle sozialen Netze fallen. Und nun soll diese immerhin noch im Einzelfall zu begründende Existenzsicherung auf relativ tiefem Niveau durch ein hohes und bedingungsloses Grundeinkommen ersetzt werden.

Besonders ärgerlich ist, dass als Zeuge für diese Idee immer wieder der liberale Champion Milton Friedman aufgerufen wird. Ich selber habe vor vierzig Jahren einen Aufsatz pub-

liziert, in dem ich den Vorschlag von Friedman als Alternative zum ausufernden Sozialstaat gewürdigt habe. Doch warum ist Friedman hier und heute als Supporter fehl am Platz? Dafür gibt es mehrere Gründe:

1—Friedman hat nicht ein bedingungsloses Grundeinkommen postuliert, sondern eine «negative Einkommenssteuer». Diese ist alles andere als bedingungslos, sie setzt die Einreichung einer Steuerdeklaration und damit den Nachweis von Bedürftigkeit voraus (allerdings ohne konkreten Nachweis der Ursache für das Einkommensmanko).

2—Bei Friedmans Idee steht nicht ein fixes Grundeinkommen im Vordergrund, sondern eine abgestufte Ergänzung der Einkommenslücke durch eine negative Steuer. Damit wollte er die Eigenschaft der progressiven Einkommenssteuer korrigieren, dass bei manchen Schwellenwerten das zusätzliche Einkommen hundertprozentig besteuert wird, was die An-

reize, ein eigenes Einkommen zu erzielen, stark schwächt.

3—Friedmans Konzept ist fünfzig, meine Würdigung vierzig Jahre alt. Das Ziel bestand damals darin, mit diesem allgemeinen Instrument den Wildwuchs von bereichsspezifischen Sozialbürokratien aufzuhalten. Die negative Einkommenssteuer von Friedman war eine Alternative zur spezifi-

schen Zwangsversicherung gegen Alter, Krankheit, Unfall, Invalidität, Arbeitslosigkeit usw.

Nun ist die Sozialpolitik in den letzten fünfzig Jahren aber gerade in diese andere Richtung gelaufen. Deshalb würde diese Initiative nicht die existierende Sozialpolitik ersetzen, sondern «toppen». Oder können Sie sich vorstellen, dass der Schwerstinvalide im Rollstuhl und der junge Hochschulabsolvent beide 2500 Franken bekommen sollen? Oder dass alle, welche Hunderttausende an AHV-Beiträgen geleistet haben, einfach zusehen würden, wie andere ohne einen Beitrag dieselbe Summe bekommen?

Und vergessen wir die Interessen der Sozialbürokratie nicht. Bereits heute sagt die Sozialfürsorge, es gehe gar nicht mehr primär um die finanzielle Unterstützung, sondern um die soziale Integration, die individuelle Beratung und Betreuung. All das zeigt: Das Rad der demokratischen Umverteilungsmaschine lässt sich nur schwer zurückdrehen. Die Initiative will ihm nochmals einen kräftigen Schub nach vorne verpassen.



Syrien ist nicht Libyen

Von Hansrudolf Kamer — In die Liste der Fehlschläge, die sich mit dem Namen Kofi Annan verbinden, reiht sich Syrien. Das war die Absicht hinter der Ernennung: Annan stützt Assad, Russland ist zufrieden.



Diktatoren vom Schläge eines Assad lassen sich nicht wegdiplomatisieren. Von einem abgehalfterten Uno-Diplomaten schon gar nicht. Sie bleiben an der Macht, mit allen Mitteln.

Und wenn sich Obama

Amerika darauf versteift, nur aus der zweiten Linie oder überhaupt nicht zu führen, und ein Lippenbekenntnis zum Uno-Regime ablegt, dann nehmen die Dinge eben ihren ungemütlichen Lauf. Die Balkankriege liegen lange zurück.

Der Vielgeehrte sollte Syrien Frieden bringen. Die amerikanische Uno-Botschafterin Susan Rice twitterte: «Eine hervorragende Wahl!» Nach wochenlangem Gezerre hatten sich die Mächte und die Arabische Liga auf Kofi Annan – Friedensnobelpreisträger, ehemaliger Uno-Generalsekretär, Präsident einer Genfer Stiftung und Empfänger zahlloser Auszeichnungen und Ehrendokortitel – geeinigt. Die Einigung hatte System.

Die von ihm nun inszenierte Feuereinstellung in Syrien ist in Kraft – rein theoretisch. Niemand hält sich daran. Die Ursache ist auch klar. Im üblichen Kompromissverfahren konnte Annan gar nicht anders, als die beiden Seiten im Konflikt gleichgewichtig behandeln, was bedeutet, dass der Platzhirsch bleibt. Assad profitiert davon, dass der Westen, Amerika und die europäischen Verbündeten, keine Lust hat, nach Gaddafi einen weiteren Diktator zu stürzen.

So wird ein Schutzschild für die öffentliche Meinung und die Arabische Liga benötigt. Diese Funktion übt Kofi Annan aus. Dass der Ghanaer in der Vergangenheit alles andere als erfolgreich war, ist kein Hinderungsgrund, im Gegenteil: Es dient der Sache. Ein realer Vermittler, der Nägel mit Köpfen machen würde, ist in Moskau unerwünscht.

Präsident Obama wiederum stellt seine Russland-Politik «strategisch» über das Syrien-Fiasko. Sie ist ihm wichtiger als die Waffenruhe in Syrien. Ausserdem hat er keine Zeit, er ist vor allem Kandidat im Wahlkampf.

Kofi Annans Karriere ist bemerkenswert. Seine Serie von Fehlschlägen – nachzulesen im liberalen News-Magazin *New Republic* – beginnt 1994, als er Uno-Chef für friedenserhaltende Massnahmen war und die Warnungen der

Uno-Kommandanten vor Ort über das bevorstehende Massaker in Ruanda in den Wind schlug. Er unternahm nichts. Nur ein Jahr später folgte Srebrenica, wo Annans Peacekeeping-Truppen den Mördern der bosnischen Muslime zugestanden. Es folgten Besuche bei Saddam Hussein und das famose «Öl für Lebensmittel»-Programm, das die Leiden der irakischen Bevölkerung, nach Jahren unter der Fuchtel dieses Diktators und wegen der Einschränkungen der falsch dosierten Uno-Sanktionen, lindern sollte. Der Korruptionssumpf hätte ihn fast mit in die Tiefe gezogen.

Das Dilemma der Vermittler

Durch Syrien führte zufälligerweise einer der wichtigsten Wege, auf denen das Öl aus dem Irak hinaus und Waffen in ihn hinein geschmuggelt wurden. Damaskus war auch das Ziel der Mission Kofi Annans im Jahr 2006, als es galt, den Konflikt zwischen Israel und der Hisbollah beizulegen. Annan rang Assad das Versprechen ab, keine Waffenlieferungen über die Grenze nach Libanon zuzulassen. Heute strotzt das Waffenarsenal der Hisbollah vor neuem Gerät.

Das alles lag und liegt in der Natur der Sache. Jeder Vermittler, dem Damaskus und Moskau zustimmen, kann nichts erreichen. Ein Nachbar, der lange zögerte, macht sich wachsende Sorgen. In einem Interview mit dem Nachrich-

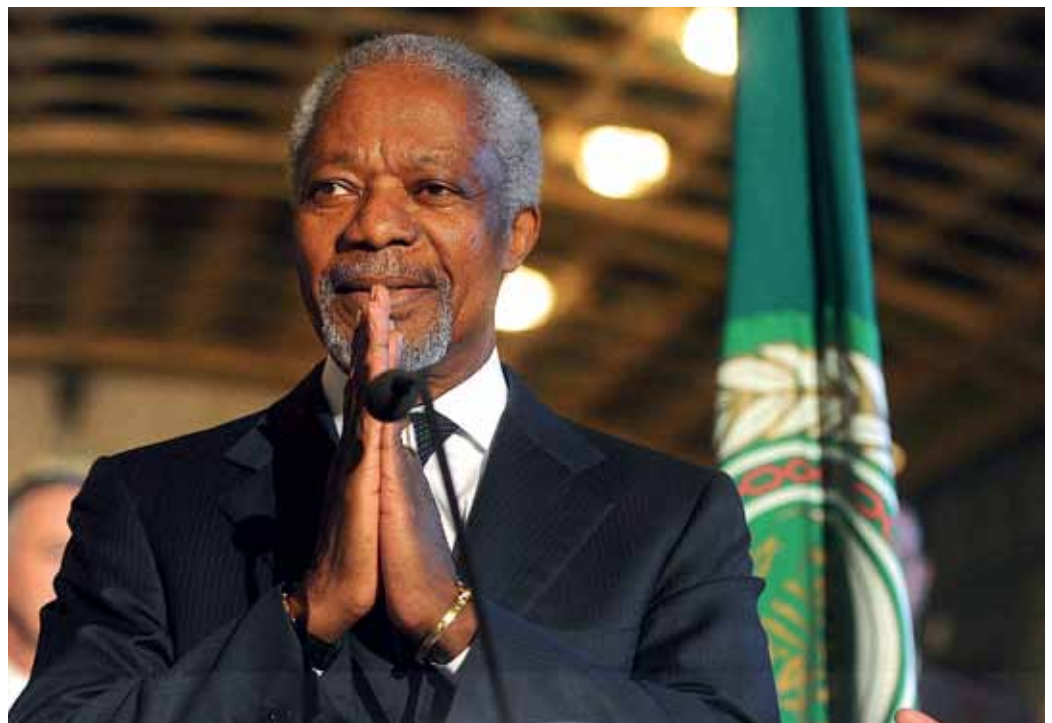
tensender Al-Dschasira erklärte der türkische Ministerpräsident Erdogan, im Falle neuer militärischer Provokationen könnte die Nato einschreiten. Die Türkei ist Mitglied der Allianz. Erdogans Appell an die Bündnis-Solidarität sollte eigentlich ein Echo auslösen.

Seine Motive sind auch leicht erkennbar. Die Türken wollen keine Flüchtlingswelle, keine Wühlaktivitäten der PKK an der Grenze, keinen unabhängigen kurdischen Staat, keine Grenzdispute mit Syrien und keinen Streit um Wasserressourcen. Die Türkei will nicht in einen Krieg hineingezogen werden, der ihren wirtschaftlichen Aufschwung abrupt stoppen könnte. All diese Gefahren und Eventualitäten sind keine Hirngespinnste, sondern sehr real.

Syrien ist nicht Libyen. Die Russen liefern Assad Waffen. Iran schickt Geld, Ausbilder und noch mehr Waffen. Der französische Präsident wird vermutlich nicht wiedergewählt. Der britische Premierminister steckt zunehmend in Schwierigkeiten. Und Präsident Obama verkündet bei einem Besuch im Washingtoner Holocaust-Museum die Schaffung einer neuen Institution, eines Gremiums, das Gräueltaten verhindern soll – ein Atrocities Prevention Board. Die Parodie auf die Uno-Doktrin der Schutzverantwortung – R2P für Eingeweihte – könnte nicht eindrücklicher sein.

Dabei hat die jüngere Geschichte vorge-spürt, was getan werden könnte. Die Türkei braucht Unterstützung, aber vor allem politische Rückendeckung durch Amerika und die Nato. Militärisch – es gibt viele Optionen – wäre sie allein Herr der Lage. Doch dafür müsste der Zauderer Obama über seinen Schatten springen.

Mehr zum Thema: Seite 46



Prost den Mördern: Syrien-Sondergesandter Kofi Annan bei Gesprächen in Kairo.

Gemischtwarenhändler Christophe Darbellay

Von Christoph Mörgeli

CVP-Präsident Christophe Darbellay bringt es weder je zum Regierungsrat noch zum Bundesrat. Die Walliser haben ihn schon einmal verschmäht und würden es noch fünfmal tun. Das Bundesratsmandat dürfte Parteikollegin Doris Leuthard weitere zwanzig Jahre lang versetzen, um dereinst ihren Atomausstieg zu feiern. Und bei der CVP, die 2011 fast jeden fünften Wähler verlor, sucht Darbellay langsam, aber sicher den Abgang. Darum hat der Berufspolitiker beschlossen, künftig wenigstens noch etwas Geld zu verdienen.

Darbellay betätigt sich als Jäger, lieber aber noch als Sammler. Als Sammler von lukrativen Mandaten; neben dem Nationalratsjob und dem Vorsitz des Eidgenössischen Schützenfestes präsidiert er folgende Gremien: Interessengemeinschaft Mineralwasser, Weine Robert Gilliard SA, Car Tourisme Suisse. Ferner ist er Verwaltungsrat der Fotovoltaik EnAlpin SA und der Gastronomie Enclos de Valère. Doch den fettesten Coup hat er eben erst gelandet: Darbellay wird Präsident des Schweizer Casino-Verbands (SCV). Nach dem Motto: Ein C im Namen tönt immer gut.

Das Glücksspiel ist staatlich reguliert bis zum Exzess. Und darum besonders filzanfällig. Und darum besonders CVP-kompatibel. Auf den Gipfel des Casino-Verbands wurde Darbellay aber nicht von der schwarzen Madonna getragen. Sondern vom schwarzen Anwalt Benno Schneider (CVP), dem Präsidenten der Spielbankenkommission. Also doch irgendwie von einem Allmächtigen. In CVP-Gebieten fielen die Casino-Konzessionen wie Glückstaler vom Himmel. Etwa in Baden, Luzern, Lugano, St. Gallen. Oder in Pfäffikon SZ, Freiburg, Crans-Montana, Locarno oder Mendrisio. Ein Kaff wie Zürich musste zehn Jahre warten.

Nun wird also der oberste Christdemokrat gleichzeitig der oberste Geldspieler. Gemischtwarenhändler Darbellay dürfte sich auch über die Diskretion des Casino-Verbands freuen («Das Jahreseinkommen wird nicht kommuniziert»). Denn es steht geschrieben: «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon» (Matthäus 6, 24). Und dies sagte Papst Benedikt XVI. am katholischen Weltjugendtag: «Das Leben ist kein Glücksspiel.» Für Darbellay aber gibt es keine Widersprüche. Man lese nur sein CVP-Parteiprogramm. Es lässt sich zusammenfassen mit den Worten: «Ich bin nicht krumm, ich bin nicht grad, ich bin ein Christlichdemokrat.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Im Visier: die Pauschalbesteuerung

Von Peter Bodenmann — Hollande wird gewinnen. Und Frankreichs Steuerbrigaden jagen bereits Sarkozy-Freund Johnny Hallyday.



Erkaltete Liebe: Alt-Rocker Hallyday gratuliert Staatspräsident Sarkozy, 2003.

Johnny Hallyday ist ein Rocker. Und gleichzeitig ein kompliziertes, verschachteltes Musikunternehmen mit vielen Gesellschaften und Steueranwältinnen.

Der Rocker hat sich 2007 offiziell nach Gstaad verzogen. Weil er hier – pauschalbesteuert – zehn Mal weniger Steuern bezahlt als in Frankreich. Und fünf Mal weniger als Schweizer Reiche.

Vor mehr als fünf Jahren versprach Hallyday, er werde, falls Sarkozy die Wahlen gewinne, nach Frankreich zurückkehren. Steuerflüchtlinge sind Rechts- und Wortbrecher. Sein offizieller Wohnsitz blieb – auch nach dem Wahlsieg seines Freundes – das Gstaad der Schönen und Reichen.

Dieses Wochenende verliert Nicolas Sarkozy die französischen Wahlen, und er kann oder will – wie der *Canard Enchaîné* letzte Woche vermeldete – seinen Freund nicht mehr vor der *brigade nationale des enquêtes fiscales* retten. Diese Steuerbrigade will vom Rocker nicht weniger als neun Millionen Franken Euro Steuern nachkassieren.

Ab dem 18. Mai tourt Johnny Hallyday wieder durch Frankreich. Der Vorverkauf läuft schleppend. Konzerte werden abgesagt oder von grossen Stadien in kleine Hallen verlegt.

Wen Hallyday wählt, verrät er nicht, aber Sarkozy werde es nicht sein. Die Liebe zwischen den zwei Verlierern ist erkaltet.

Am Montagmorgen werden sich die Schweizerinnen und Schweizer die Augen reiben. Ab dann wird sich einiges verändern.

Bruchstelle 1: Merkel scheitert mit ihrer wirtschaftsfeindlichen Sparpolitik. Spanien und Italien werden gemeinsam mit Hollande und der EZB die Staaten, Banken und Unternehmen mit dem notwendigen Geld versorgen, damit wieder mehr investiert und konsumiert wird.

Bruchstelle 2: Der absehbare Sieg von Hollande wird den Ton gegenüber der Schweiz in Sachen Steuerflüchtlingen verhärten.

Noch hat die Schweiz etwas Zeit. Denn Hollande kann – wie der Wahlkampf belegt – zuwarten, bis die Linke auch die Parlamentswahlen gewinnt.

Gefordert ist in der Zwischenzeit das Waadtland. Kein Kanton hat mehr pauschalbesteuerten Franzosen Unterschlupf gewährt. Nach dem Bankgeheimnis wird die Pauschalbesteuerung international unter Druck geraten. Neu hat die Waadt eine rot-grüne Regierung. Wird der starke Mann dieser Regierung – Pierre-Yves Maillard – die Pauschalbesteuerung begraben? Zu hoffen ist es. Sonst werden es die Franzosen tun. Sie haben die Waadt einst schon von den Bernern befreit.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schonzeit für die Schwaben

Von Kurt W. Zimmermann — Manche Deutsche sind zu Recht eingewandert, manche nicht. Das zeigen *Blick* und *Sonntagsblick*.

Es sind exakt 2 209 608. 2 209 608 Schweizer finden, es habe zu viele Deutsche in der Schweiz.

Die Zahl ermittelte eine Umfrage des *Sonntagsblicks*. Die 2 209 608 sind 36 Prozent aller Schweizer, die in der Schweiz leben.

Auslöser der Umfrage war SVP-Nationalrätin Natalie Rickli. Sie hatte sich auf dem Regionalsender Tele Züri eine kleine politische Unkorrektheit erlaubt. «Die Leute regen sich heute auf, weil zu viele Deutsche im Land sind», sagte sie. Damit trat sie in den Medien eine uferlose Debatte los.

Wäre ich Chefredaktor des *Sonntagsblicks*, es wäre sonnenklar, welche Schlagzeile ich nach meiner Umfrage nun gesetzt hätte: «Über zwei Millionen Schweizer fordern: Deutsche raus!»

Zu meiner Verblüffung titelte der *Sonntagsblick* genau entgegengesetzt: «Zu viele Deutsche hier? Schweizer sagen nein!»

Dann folgte, noch verblüffender, ein seitenlanges Loblied auf die Nachbarn im Norden («Schweizer mögen Deutsche»). Die Deutschen würden, so jubelte das Blatt, tolle Autos bauen, tolle Biere brauen und erst noch wie toll unseren Käse konsumieren.

Noch merkwürdiger verhielt sich das Schwesterblatt *Blick*. Als sich nach Ricklis Sottise sämtliche Journalisten auf das Thema warfen und es tagelang zur Staatsaffäre hochstimmten, schwieg der *Blick* die Deutschen-Story tot. Es erschien keine einzige Zeile dazu.

«Les boches» und «die Piefkes»

Bevor wir das seltsame Verhalten der *Blick*-Familie erklären, müssen wir kurz an eine eiserne Regel des westeuropäischen Journalismus erinnern. Die Regel heisst: «Immer auf die Deutschen.»

In Frankreich etwa, von *Le Parisien* bis *Le Figaro*, gibt es dazu kein Pardon. Wenn sie über die Deutschen schreiben, dann heissen sie auch heute noch despektierlich «les boches». In Österreich, von *Kronen-Zeitung* bis *Standard*, nennt man sie prinzipiell «die Piefkes».

In der Schweiz hat es mit den *Schwaben* auch immer gut funktioniert. Letzter Anlass für launige Deutschfeindlichkeit war Peer Steinbrücks Idee, die Kavallerie in die Schweiz zu schicken, um das Bankgeheimnis zu knacken.

Im neusten Fall klappte es nicht aus persönlichen Gründen. Denn beide Chefredaktoren auf dem Boulevard sind Deutsche. Ralph Grosse-Bley leitet den *Blick*, Karsten Witzmann den *Sonntagsblick*. Beide kamen vor rund



Talfahrt: *Sonntagsblick*-Chef Witzmann.

zwei Jahren in ihr Amt. Beide waren früher bei der *Bild-Zeitung*.

Nun gibt es aber einen gewichtigen Unterschied. Grosse-Bley hat den Niedergang der *Blick*-Leserzahlen gestoppt. Er tat es mit einer Rückkehr zum schnörkellosen Basis-Boulevard alter Schule. Die Frontseite liest sich seitdem wieder so konzis wie vor zwanzig Jahren. Der Raser rast, der Messerstecher sticht, der Seitenspringer springt, und die Witwe weint.

Witzmann hingegen ist mit dem *Sonntagsblick* auf ungebremster Talfahrt. Die Zeitung ist unter ihm zu einer seltsam blutleeren Plattform der Unverbindlichkeit geworden. Auf der Frontseite macht man mit Themen aus Politik und Gesellschaft auf, die von geradezu provozierender Langeweile sind. Selbst Schlappillen wie Ständerat Minder oder die Auns schaffen es auf die Eins.

Vor drei Wochen gelang dem *Sonntagsblatt* gar die schlechteste Schlagzeile der gesamten, weltweiten Boulevardgeschichte. «Quält eure Kinder, damit sie später reich werden» stand fett und abstrus auf der Front. Es war ein Zitat des in London lebenden Schriftstellers Alain de Botton.

Der *Blick* hat in den letzten zwei Jahren 9000 Leser gewonnen. Der *Sonntagsblick* hat in den letzten zwei Jahren 75 000 Leser verloren. Nicht alle Deutschen, wie man sieht, sind gut für unsere Wirtschaft.

2,5 Millionen für klimaneutrale Briefe

Von Alex Reichmuth

Der Ärger unter den Postkunden ist gross. Seit Anfang April müssen für diverse Dienstleistungen zum Teil massiv höhere Gebühren bezahlt werden. Ein Nachsendeauftrag bei einem Wohnungswechsel kostet am Schalter neu 42 Franken statt 15 Franken. Für das Zurückhalten der Post während zweier Wochen bezahlt man 20 statt 10 Franken. Und eingeschriebene Briefe kosten 5 statt 4 Franken.



Der Staatsbetrieb hat auch neue Gebühren eingeführt. Für jede Vollmacht für das Abholen von Sendungen muss man 36 Franken für deren Errichtung hinblättern – und 24 Franken für jedes Jahr, in dem die Vollmacht weiterhin gültig ist. Ein erzürnter *Weltwoche*-Leser rechnet vor, dass er nun fast 100 Franken pro Jahr bezahlen muss für bestehende Vollmachten innerhalb seiner Familie und seiner Naturheilpraxis. Auch Konsumentenorganisationen protestieren gegen das neue Gebührenregime der Post.

Gleichzeitig mit diesem Regime hat die Post die sogenannte klimaneutrale Briefpost eingeführt. Ziel ist es, die geschätzten 50 000 Tonnen CO₂, die bei der Zustellung des Inlandbriefverkehrs anfallen, zu kompensieren. Das Unternehmen rühmt dies als «bedeutenden Schritt» in seiner «konsequenten Klimaschutzstrategie». Zu dieser zählen auch die Umstellung auf Elektrofahrzeuge in der Briefzustellung bis 2016, der Bezug von Strom aus erneuerbaren Quellen und die Installation von Solarpanels auf Postgebäuden. Auf Nachfrage teilt die Post mit, der klimaneutrale Briefversand koste, je nach Preisentwicklung bei den benötigten Emissionszertifikaten, zwischen 700 000 und 2,5 Millionen Franken pro Jahr. «Die Post ist der Überzeugung, dass sich Investitionen in den Umweltschutz immer lohnen, auf wirtschaftlicher wie auf ideeller Ebene», schreibt das Unternehmen.

Wer trägt die Kosten für die CO₂-neutrale Briefpost? Die bis zu 2,5 Millionen Franken würden zu hundert Prozent von der Post übernommen und «auf keinen Fall» den Kunden in Rechnung gestellt, versichert Mediensprecher Mariano Masserini. Irgendwoher muss das Geld aber kommen. Ein Schelm, wer einen Zusammenhang mit den gleichzeitig eingeführten Gebühren sieht!

Leserbriefe

«Der Beschluss, aus der Kernenergie auszusteigen, war eine Kehrtwende, wie wir sie wohl noch nie erlebt haben.» *Bruno Fäh*



«Wunschvorstellungen»: Energieministerin Leuthard.

Hoffnungsträgerin

Nr. 17 – «Ausstieg ins Nichts»; Alex Reichmuth über Bundesrätin Doris Leuthard

Wie kann Frau Leuthard im Interview unwidersprochen sagen, dass EON aus Atomprojekten ausgestiegen ist, weil erneuerbare Energien attraktiver geworden sind? Der Ausstieg aus der Atomkraft wurde ja auch in Deutschland beschlossen. Was soll also eine Firma auf diesem Gebiet, das in Kürze verboten sein wird, noch machen? Da sucht man sich nur schon im Interesse der Arbeitnehmer eben andere Gebiete. *Heinz Kellenberger, Flawil*

Oftmals stehen zuversichtliche Menschen im Verdacht, unrealistisch zu sein. Schwarzseher andererseits können taub sein gegenüber positiven Fakten. Der britische Autor Matt Ridley stellt fest, leider sei es so, dass man jemanden für verrückt erkläre, wenn er sage, die Welt werde auch in Zukunft immer besser. «Wenn du jedoch sagst, der Untergang stehe bevor, darfst du mit dem Friedensnobelpreis rechnen.»

Der Beschluss, aus der Kernenergie auszusteigen, war eine Kehrtwende, wie wir sie wohl noch nie erlebt haben. Dabei war besonders schlimm, mit welcher Leichtigkeit und wie unerhört blauäugig konstruierte Verbraucherszenarien den realistischen Produktionsmöglichkeiten vorangestellt wurden.

Die von Energieministerin Leuthard und ihren Kolleginnen im Bundesrat hochgelob-

ten Alternativen entpuppen sich nun mehr und mehr als reine Wunschvorstellungen. Denn der schnelle Ausstieg würde fast unbezahlbar, der erträumte Spareffekt wird in diesen Dimensionen nicht eintreten, und die erneuerbaren Energien würden bezüglich sicherer Verfügbarkeit, CO₂-Freiheit und Preis mit der Kernenergie nicht mithalten können. Es bliebe der Import von Atom-, Kohle- und Gasstrom oder – was immer realistischer scheint – mehrere eigene Gas-Kombikraftwerke in der Schweiz; Klimabelastung, Auslandsabhängigkeit und vor allem sehr hohe Strompreise hin oder her! Dazu sind die Anforderungen einer effizienten Verteilung bestehender und neuer Stromformen durch Netze, die dringend erneuert werden müssen, bis heute alles andere als gelöst.

Nach dem klaren Entscheid des Parlaments gegen ein Technologieverbot muss die logische Folgerung lauten: Die Neubeurteilung des Baus modernster Kernkraftwerke – auch in unserem Lande – muss vernünftigerweise unbedingt auf der Agenda bleiben!

Bruno Fäh, Baar

Bundesrätin Doris Leuthard: «Ausstieg ins Nichts». Danke für Ihren klaren Bescheid über die Energieministerin. Am Anfang ihrer Bundesratsphase setzte ich grosse Hoffnungen auf ihren frischen Stil. Leider hat sie sich nun als Opportunistin qualifiziert. Schade! Anstatt selber zu denken, hört sie nur auf die Einflüsterer ihrer linken Amtschefs, die sie von Herrn

Leuenberger geerbt hat. Noch hat sie die Möglichkeit, Asche auf ihr Haupt zu streuen und eine eigene, vorwärtsgerichtete Strategie einzuschlagen, die unsere Energieversorgung auch in Zukunft sicherstellt. Aber ob sie diesen Mut aufbringt? Ich zweifle.

Fridolin Schlittler, Wädenswil

Einfluss auf die Lohnkosten

Nr. 17 – «Ventilklausel als Denkanstoss»; Kurt Schiltknecht über die Migrationspolitik

Die Personenfreizügigkeit hat sehr wohl einen Einfluss auf die Lohnkosten und somit die Gesamtkosten einer Firma. Jedoch haben über den Markt festgelegte Kosten (unter Berücksichtigung von externen Effekten) keine verzögernde Wirkung auf strukturbereinigende Prozesse. Die genannte Wirkungsverzögerung geht von protektionistischen Massnahmen aus (zum Beispiel Arbeitsmarktbeschränkungen, Zölle, Importquoten und Subventionen).

Luca Hammel, Basel

Fehlende Erfahrungen

Nr. 17 – «Kampf um den Finanzplatz»; Roger Köppel über den Steuerstreit

Das Steuerabkommen mit Deutschland zeigt in Bezug auf einen wichtigen Punkt, dass es den schweizerischen Verhandlern schlicht an Erfahrung mit internationalen Verträgen fehlte. Das den Deutschen eingeräumte Recht, in Schweizer Banken eigene Aufseher einzusetzen, ist für unser Land absolut entwürdigend und überhaupt nicht praxistauglich. Denn erstens wäre die Kontrolle für Aussenstehende eine schwierige und wohl eher langwierige Aufgabe. Zweitens müsste dasselbe Recht zwingend auch anderen Ländern zugestanden werden, mit der abstrusen Möglichkeit, dass sich jeweils eine grössere Zahl von ausländischen Aufsehermannschaften auch aus Frankreich, Griechenland, Italien usw. in einer schweizerischen Bank aufhalten würde. Drittens, für die Praxis besonders wichtig, gibt es für die gründliche und dennoch speditive Überprüfung ein bewährtes Mittel, das in vielen internationalen Abkommen zum Alltag gehört: Deutschland und die Schweiz müssten den Revisionsgesellschaften der Banken den Spezialauftrag erteilen, die vertragskonforme Durchführung der Steuerzahlungen an Deutschland zu überprüfen. Das Ergebnis wäre in einem jährlich zu erstellenden Attest festzuhalten, das an die beiden Länder und die betreffende Bank zu gehen hätte.

Gäbe es begründete Zweifel an der korrekten Kontrolle durch die hierfür an sich bestens befähigte Revisionsstelle, könnte ausnahmsweise eine zusätzliche Überprüfung durch eine andere Revisionsgesellschaft angeordnet werden. So kann man auf die nicht tolerierbare deutsche (und letztlich internationale) Auf-

seherübung in der Schweiz problemlos verzichten und hat möglichst rasch Gewähr für die Erfüllung des Abkommens.

Hanspeter Bornhauser, Bottmingen

Was sich Deutschland gegenüber der Schweiz leistet, ist eine Ungeheuerlichkeit. Als Ex-Banker kenne ich viele deutsche Kunden, die von ihrem extrem linken Staat mehr als genug haben. Die meisten haben ihre Vermögenswerte schon dreimal verloren: im Krieg, beim Umtausch Reichsmark in DM und beim Umtausch DM in Euro. Und da wundert sich der deutsche Staat, dass viele Bürger von den Raubzügen auf ihre Vermögenswerte genug hatten und sich einen sicheren Hafen in der Schweiz suchten. Die Kundenbeziehungen gehen teilweise auf zwei bis drei Generationen zurück, was für unseren Staat und den Finanzplatz Schweiz spricht. Dieses langjährige Vertrauen, das wir seitens der deutschen Kundschaft geniessen, macht es uns zur Pflicht, die Kunden, auch wenn es stürmt, gebührend zu schützen. Keiner der Kunden hat ein Interesse, sein teilweise mühsam durch Fleiss und Arbeit verdientes Geld durch Schuldenwirtschaft und Wiederaufbau des Ostens zu verlieren.

Wie soll es weitergehen? Es wäre an der Zeit, die weichgespülte Verhandlungspolitik endlich zu beenden. Warum spielen wir unsere Trümpfe nicht aus? Zum Beispiel: Nord-Süd-Transit sperren oder massive Tunnelgebühren erheben? Dann würden wir sehen, wie schnell mit unseren Dossiers Finanzen und Flughafen einvernehmlich verhandelt werden könnte.

B. Müller, Seuzach

Führungsqualitäten sind gefragt

Nr. 17 – «Woher nur diese Wut?»; Nicole Althaus und Michèle Binswanger über «Macho-Mamas»

Statt eine Karriere ausser Haus nur halbwegs zu schaffen, empfehlen wir wärmstens, eine solche intern zu versuchen: Ab drei und mehr Kindern ist nichts mehr mit gähnender Leere. Es sind Führungsqualitäten gefragt, ähnlich denen in der Chefetage. Bloss das Outfit ist anders und vor allem die Beziehungsqualität zwischen den unterschiedlichen «Team-Mitgliedern». Wenn das Unternehmen Familie auch noch mit öffentlicher Wertschätzung und entsprechenden Steuerabzügen belohnt wird, was kann uns noch davon abhalten, grosse Familien zu gründen? Sogar Leserbriefe schreiben geht locker fernab von Büro und Schreibtisch, wie das Beispiel beweist.

Käthi Kaufmann-Eggler, Bern

Weltwoche allgemein

Ein Titelbild der *Weltwoche* führte europaweit zu Schlagzeilen und Beachtung. Gerade die in der Schweiz lebende deutsche Schriftstellerin

Sibylle Berg hängt der *Weltwoche* ein unsägliches Nazietikett an. Der offene Brief des Chefredaktors hat die historischen Fakten ausgeleuchtet und das bergsche Pamphlet in den richtigen geschichtlichen Mülleimer abgelegt.

Nun kommt die neueste *Weltwoche* mit einem eindrücklichen und stark impulsgebenden Titelbild daher (Nr. 16/12). Wenn das Cover verdichten und maximal reduzieren soll, dann trifft uns das verfremdete Schweizerkreuz auffüttelnd und mahnend. Im Verbund mit der Analyse «Hurra, wir geben auf» ist das eine ernsthafte und starke Botschaft. Wann endlich kommt es zum Ruck durch die Schweiz, mit dem Bundesrat, Parlament, Parteien und Wirtschaft die Reihen schliessen, auf Ideologien, Partikularinteressen und kleinliche Grabenkämpfe verzichten, Egos und Befindlichkeiten ablegen, um mit Leadership gradlinig Strategien innen- und aussenpolitisch zum Mehrwert der Schweiz konsequent, selbstbewusst und weitherum wahrnehmungsstark durchzusetzen? Nur so können wir aus dem in unserer Verfassung festgelegten Schweizerkreuz ein echtes zukunftsfähiges Pluszeichen machen. Die aktuelle Lage der Schweiz macht das nötiger denn je! *Roger E. Schärer, Herrliberg*

Zur Hildebrand-Affäre: Ja, hätte denn weitergetuschelt werden sollen? Im Volk spürt man den Unwillen des offiziellen Bern, dass der hochgestellte Notenbank-Chef zur Abdankung veranlasst werden musste, und die ganze Anti-Blocher-Medienschar fährt laut hupend auf dem Trittbrett mit. Doch wie hätte es denn weitergehen sollen? Hätten in der sauberen Schweiz die Bänkler in ihren Kaffeepausen weiterhin über die Devisengeschäfte des obersten Währungshüters des Landes tuscheln sollen? Man kann sich fragen, wenn die Geschichten eines Tages dann doch an die Öffentlichkeit gedrungen wären, welchen Schaden sie dann zumal dem Land zugefügt hätten. Eigentlich ist man doch so noch glimpflich davongekommen. *Max Engel, Othmarsingen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer Dame, die einem regelmässig ein Säckli Rahmtäfelì zum Geburtstagschenkt, sagen, man habe noch die vom letzten Jahr?

Willi Nägeli, Dinhard

Nein. Denn was Sie eigentlich sagen wollen, ist: Ich mag keine Rahmtäfelì. Das sollten Sie nett formulieren und der Dame zu verstehen geben. Der K.-o.-Schlag mit dem Zaunpfahl und den Täfelì vom letzten Jahr ist unnötig. Nun funktioniert Schenken ja nach dem Prinzip: Freude machen macht Freude. Es geht dabei immer ebenso sehr um die Gefühle des Schenkenden wie um die des Beschenkten. Mit Ihrer Absage an die Täfelì vermiesen Sie der Dame die Freude am Freudemachen. Was ist so schlimm daran, einmal im Jahr ein Säckli ungeliebtes Süsszeug zu erhalten? Bestimmt existiert in Ihrem Bekanntenkreis jemand, der für Rahmtäfelì um die Welt reisen würde. Vorschlag: Lassen Sie der Täfelì-Dame ihre Freude, und machen Sie sich selber und dem Rahmtäfelì-Enthusiasten eine, an den Sie das Säckli weitergeben. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Dem Druck die Stirn bieten»: Schweiz.

Die Kunst des Widerstands

Von der EU bis zum Europarat, von Deutschland bis zu den USA: Die Schweiz steht unter Dauerbeschuss. Welche Gegenstrategien und Lösungen versprechen Erfolg? Antworten von Ueli Maurer, Gerhard Pfister, Adèle Thorens, Pascal Gentina, Kaspar Villiger, Christa Markwalder, Rudolf Strahm und vielen anderen mehr

Es ist Tischgespräch bei eleganten Einladungen, bietet Anlass für spontane Diskussionen in Trams und Zügen und für Auseinandersetzungen an den Stammtischen: Die Schweiz, so der dominierende Eindruck der letzten Wochen, Monate, Jahre, hat in internationalen Verhandlungen einen schweren Stand. Eine kohärente Strategie ist nicht erkennbar. Die Verteidigungslinie wird immer weiter zurückgeschoben. Eine zielgerichtete Interessenpolitik fehlt. Aussenpolitik ist, wenn die Schweiz am Ende nachgibt: Zu diesem Bonmot liessen sich die Zustände verdichten.

Mit solchen und ähnlichen Beschreibungen haben wir in diesen Spalten wiederholt auf die aktuellen Problemlagen hingewiesen. In dieser Ausgabe lassen wir Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Diplomatie und Forschung zu Wort kommen. Wir haben sie gefragt, wie sie die Situation sehen und – vor allem – welche Strategien

und Lösungen anzupeilen sind, damit das Erfolgsmodell Schweiz mit seiner direkten Demokratie, seinen bürgerlichen Freiheitsrechten, seinem Föderalismus und seinen tiefen Steuern doch noch bewahrt werden kann.

Die Fronten sind vielfältig: von der Übernahme des Unionsrechts, wie es die EU fordert, über den Steuerstreit mit den USA und Deutschland bis zum Europarat, der vergangene Woche in einer Resolution das «Steuerparadies» Schweiz attackierte (siehe Seite 27).

Soll der Bundesrat die Verhandlungsführung auswechseln oder die Negotiationen gar abbrechen? Oder ist es vielversprechender, die Forderungen des Auslands grossräumig zu akzeptieren, um endgültig aus der Schusslinie zu kommen? Wie weit ist das Bankkundengeheimnis noch zu bewahren? Ist die Abgeltungssteuer, wie sie im Abkommen mit Deutschland festgeschrieben wurde, ein Mo-

dell auch für andere Staaten? Oder läuft die internationale Entwicklung so oder so auf den sogenannten automatischen Informationsaustausch hinaus? Was bleibt schliesslich von der schweizerischen Souveränität?

Die Antworten fallen naturgemäss unterschiedlich aus. «Unsere Aufgabe ist es, dem Druck von aussen die Stirn zu bieten», sagt Bundesrat Ueli Maurer (SVP). «Eines Tages könnte eine verstärkte Integration sinnvoller sein als das Beharren auf Schweizer Interessen», entgegnet die neue Co-Präsidentin der Grünen, Adèle Thorens. Franz Blankart, der seinerzeit die Verträge zu einem Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) aushandelte, sieht diesen immer noch als Alternative. «Wir müssen einsehen, dass wir das Bankgeheimnis nicht mehr für grossangelegte Steuerhinterziehung von Ausländern benützen dürfen», sagt Oswald Grubel, Ex-Chef der Grossbanken UBS und Credit Suisse. (gut)



Ueli Maurer, SVP-Bundesrat und Vorsteher des VBS

Schon in den vergangenen Jahren ist die Schweiz immer wieder unter Druck gesetzt worden. Man hat uns vorgeworfen, wir seien ein «Steuerparadies», so als ob ein Paradies etwas Schlechtes wäre; man hat uns mit schwarzen Listen und mit der Kavallerie gedroht. Und dieser Druck wird in den kommenden Jahren weiter zunehmen. Die angeschlagenen grossen Staaten werden noch vermehrt ihre Macht und Muskeln gebrauchen, um Interessen durchzusetzen.

Sollte sich die Krise weiter verschärfen, dann wird auch der Ton nochmals härter, und die Forderungen werden weiter heraufgeschraubt. Schon jetzt wird in verschiedener Hinsicht unser Selbstbestimmungsrecht in Frage gestellt. In den kommenden Jahren wird die Unabhängigkeit der Schweiz eine der wesentlichen Herausforderungen sein.

Unsere Aufgabe ist es, dem Druck von aussen die Stirn zu bieten. Das ist die Aufgabe des Bundesrates. Die zweite Aufgabe ist es, im Innern gegen Verblendungen und Selbstaufgabe anzukämpfen. Das ist die Aufgabe aller Bürger, die an unser Land glauben.



Gerhard Pfister, CVP-Nationalrat (ZG)

Die Lage ist tatsächlich an vielen Fronten bedrohlich. Die Verantwortung dafür trägt der Bundesrat, der im Monatsrhythmus Positionen preisgibt, die Interessen der Schweiz gar nicht mehr verteidigt und mit unüberlegten Sololäufen das Land in Bedrängnis bringt. Es ist ein unglaublicher Vorgang, wenn die Finanzministerin in New York ohne Beschluss, ja ohne Rücksprache, dem IWF 10 Milliarden Franken verspricht! Und die neuste Annäherung an die EU nützt nur der Auns. Auswechseln kann man die Personen nicht, welche diese Gespräche führen; sie sind für vier Jahre gewählt. Ein Abbruch der Steuerverhandlungen ist nicht opportun, aber eine Sistierung der Negotiationen etwa mit den USA wäre hilfreich. Das würde die Schweiz vom selbstverursachten Zeitdruck befreien und in eine bessere Position bringen. Wir können froh sein, die Volksrechte zu haben. Das Referendum ist die letzte Sicherheitsbarriere, die uns vor schlechten internationalen Verträgen schützen kann.



Adèle Thorens, Nationalrätin (VD) und Co-Präsidentin der Grünen

Der Finanzplatz Schweiz muss möglichst schnell eine glaubwürdige Weissgeldstrategie entwickeln. Die Schweiz hat an-

dere Trümpfe als das Bankgeheimnis. Die aktuellen Abkommen mit der EU und den USA gehen in die richtige Richtung, aber sie bringen keine globale Lösung. Der automatische Informationsaustausch zeichnet sich immer stärker als internationale Lösung der Zukunft ab. Die Schweiz täte besser daran, sich darauf vorzubereiten. Der Bundesrat hat bis jetzt nur reagiert, statt eine klare Position zu entwickeln, besonders in den Verhandlungen mit den USA. Die Grünen verlangen deshalb eine kohärente Position der Regierung, die für alle Länder gilt, mit denen unsere Banken geschäften. Wir sind dagegen, dass alle wichtigen Staatsverträge vors Volk kommen, wie das die Auns verlangt. Die Initiative würde den Spielraum der Regierung einschränken, zudem hat das Volk mit dem fakultativen Referendum bereits heute genügend Mitsprachemöglichkeiten. Der Weg der Bilateralen muss weiterverfolgt werden, aber auf lange Sicht sollte sich die Schweiz überlegen, ob dieser Weg Sinn macht. Eines Tages könnte eine verstärkte Integration sinnvoller sein als das Beharren auf Schweizer Interessen. Die Frage eines EU-Beitritts darf kein Tabu sein.



Pascal Gentinetta, Direktor Economiesuisse

Offensichtlich stört sich der Europarat an kompetitiven Steuerstandorten wie der Schweiz. Eine grossflächige, europäische Harmonisierung der Steuerbelastung wäre der absolut falsche Weg. Ein Kartell der Steuerbehörden würde die fiskalische Last in die Höhe treiben. Das Nachsehen hätten die Bürger. Sie müssten dem Staat mehr Geld abliefern. Der Steuerwettbewerb bewährt sich. Er zwingt den Staatsapparat dazu, fit zu bleiben. Wie kann der Bundesrat die gute Position der Schweiz festigen? Er muss das System bei den Unternehmenssteuern so verbessern, dass es der EU keine politische Angriffsfläche mehr bietet. Das heisst: In den Kantonen, in denen der ordentliche Steuersatz deutlich über demjenigen der speziellen Steuerregimes liegt, ist dieser spürbar zu senken, so dass die internationale Standortattraktivität bewahrt bleibt. Dazu braucht es auch einen Effort des Bundes in Form einer moderaten Senkung seines Gewinnsteuersatzes. Die – rein juristisch nicht haltbare – Kritik aus Brüssel wird nach einer solchen Reform ins Leere laufen. Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf muss diese Reform jetzt zügig an die Hand nehmen, damit die Schweiz gelassen in einen Dialog mit der EU treten kann.



Philipp Müller, Nationalrat (AG) und Präsident der FDP

Wir sind von überschuldeten Staaten umgeben, die einen enormen Finanzbedarf haben. Gleichzeitig stecken wir in einer unkomfortablen Verhand-

lungsposition, weil unsere Banken im Ausland Recht gebrochen haben. Dass die Schweiz immer wieder – wie jüngst vom Europarat – als Steueroase angeprangert wird, obwohl sie sich an die OECD-Vorgaben hält, ist ärgerlich. Die EU sollte erst mal vor der eigenen Türe kehren und sich eigene Oasen wie die Kanalinseln vornehmen. Der Bundesrat dürfte in solchen Situationen ruhig einmal Klartext reden. Das Abgeltungssteuer-Abkommen mit Deutschland werden wir wohlwollend prüfen, obwohl es an die Grenzen des Erträglichen geht. Wichtig ist, dass die Banken wieder mit einer Zunge reden, denn es drohen weitere Forderungen, etwa aus den USA. Und Bundesrätin Widmer-Schlumpf muss endlich eine Strategie für den Finanzplatz entwickeln, und zwar möglichst schnell. Bis jetzt weiss nämlich niemand, was ihre Weissgeldstrategie beinhaltet. Die Forderung der Auns, dass künftig alle Staatsverträge dem Volk vorgelegt werden sollen, lehnt die FDP klar ab: Es ist überflüssig, dass wir künftig über jedes Freihandelsabkommen, etwa für Kirschenhandel, abstimmen müssen. Die aktuellen Volksrechte sind gut ausgebaut..



Kaspar Villiger, abtretender UBS-Präsident und ehemaliger FDP-Bundesrat

Wie kann das Erfolgsmodell Schweiz gerettet werden?

1 — Die Schweiz kann ihren Wohlstand nur bewahren, wenn sie im globalen Standortwettbewerb in der Spitzengruppe ist. Ein zentraler Standortfaktor ist die politische Stabilität. Sie beruht auf unserer politischen Kultur der direkten Demokratie und des Föderalismus. Beides würde durch einen EU-Beitritt geschwächt. Deshalb lehne ich den Beitritt ab.

2 — Politik und Wirtschaft haben in den letzten Jahrzehnten hervorragende Rahmenbedingungen erarbeitet. Dazu gehören etwa eine liberale Grundordnung, eine Kultur der Selbstverantwortung, Zugang zu den Weltmärkten, gesunde Staatsfinanzen, eine unabhängige Notenbank, Rechtssicherheit und flexible Arbeitsmärkte. Da sich unser Umfeld permanent verändert, müssen diese Rahmenbedingungen ständig verbessert werden. Ebenso wichtig ist die konsequente Ablehnung von politischen Attacken auf die Standortqualität.

3 — Der Finanzplatz leistet grosse Beiträge an unseren Wohlstand. Der Schutz der finanziellen Privatsphäre ist ein fundamentales Prinzip unseres Rechtsstaates. Die Schweiz soll aber kein Finanzplatz für Steuerhinterzieher sein. Deshalb darf die Finanzbranche nicht an Steuerstrafataten mitwirken. Weiter darf die Schweiz das jahrzehntealte Versprechen der Vertraulichkeit von Bankdaten nicht brechen. Deshalb sind Lösungen ohne zumutbare Regularisierung der Vergangenheit abzulehnen. >>>



«Pfeiler der schweizerischen Volkswirtschaft»: Bankenplatz.

Im Verhältnis zur EU ist die Abgeltungssteuer ein taugliches Modell. Sie verbindet Steuergerechtigkeit mit dem Schutz der Vertraulichkeit. Der Vertrag mit Deutschland erfüllt die wichtigsten Anforderungen und sollte von der Schweiz rasch ratifiziert werden. Im Falle einer Ablehnung durch Deutschland kommen aber weitergehende Verhandlungen nicht in Frage. Der automatische Informationsaustausch ist entschieden abzulehnen.

4 — Ausserhalb der EU und der Vereinigten Staaten soll die Schweiz grundsätzlich nicht über die internationalen Standards hinausgehen. So würden etwa Abgeltungssteuer-Abkommen mit Drittstaaten unsere Konkurrenzfähigkeit gegenüber anderen Finanzplätzen zu stark beeinträchtigen.



Rudolf Strahm, ehemaliger SP-Nationalrat und Preisüberwacher

Wie soll sich die Schweiz international behaupten?

Grundsatz: Die Schweiz soll ihre bisherigen wirtschaftlichen Stärken beibehalten: Das ist einerseits das praxisorientierte Berufsbildungssystem, weil es unsere hohe internationale Konkurrenzfähigkeit garantiert. Und andererseits die ausserwirtschaftliche Öffnung, weil sie den Wettbewerb sichert. Das Bankgeheimnis ist demgegenüber volkswirtschaftlich ein Marginalfaktor.

Strategie Nummer 1: Weitere Öffnung der Märkte im Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr mit der EU und mit der OECD-Welt. Dynamische Übernahme des Acquis communautaire der EU in diesen Sektoren.

Strategie Nummer 2: Angebot für einen geordneten, automatisierten Austausch von Bankdaten zur Steuererfassung.

Strategie Nummer 3: Rigidere Kontrolle der Zuwanderung. Nachverhandlung der Personenfreizügigkeit mit der EU. Gleichzeitig stärkere Lohnschutzmassnahmen im Inland.

Strategie zusammengefasst: Flucht nach vorn mit besserer Bekämpfung von Steuerflucht – und gleichzeitig Härte zeigen bei der Personenfreizügigkeit. Mit der Steuerflucht schädigen wir die andern Staaten direkt. Mit der stärkeren Regelung der Personenfreizügigkeit jedoch schaden wir niemandem – und beseitigen psychologisch die Widerstände gegen die Öffnung.



Martin Landolt, Nationalrat (GL) und designerter BDP-Präsident

Wir haben unter der ehemaligen SP-Aussenministerin Micheline Calmy-Rey einen Hang zum Masochismus entwickelt.

Zudem haben wir unsere wichtigsten wirtschaftlichen Partner vernachlässigt. Ich bin aber zuversichtlich, dass sich das jetzt mit Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) ändert. Die Übernahme von EU-Recht soll fallweise entschieden werden – vom Parlament, vom Bundesrat oder vom Souverän. Eine automatische Übernahme kommt nicht in Frage. Die Auns-Initiative «Staatsverträge vors Volk» geht aber zu weit: Sie ist nicht praktikabel und würde die Volksrechte überstrapazieren. Mit dem Mittel des Referendums hat das Volk bereits heute genügend Einflussmöglichkeiten.

Was die Steuerabkommen mit der EU angeht, sind wir auf dem richtigen Weg: Das Bankgeheimnis wird mit der Abgeltungssteuer auf lange Sicht gestärkt. Es ist das bessere Konzept als der automatische Informationsaustausch und trägt den Fehlern der Vergangenheit Rechnung. Wichtig ist, dass die

Schweizer Politik gegenüber dem Ausland wieder selbstbewusst und einheitlich auftritt. Dass SP-Nationalrat Andreas Gross im Euro-parat eine gegen die Schweiz gerichtete Resolution gegen «Steueroasen» unterstützt hat, entspricht zwar seiner Haltung, macht sich in einem aussenpolitischen Gesamtkonzept aber schlecht.



Franz Blankart, ehemaliger Staatssekretär, handelte den EWR-Vertrag aus

Das Ausmass des «autonomen» Nachvollzugs bestimmt den Grad der einseitigen nationalen Abhängigkeit. Damit ergeben sich für unsere Europa-Politik zwei entscheidende Fragen, nämlich: Wann ist der Grad des «autonomen» Nachvollzugs erreicht, bei welchem die Schweiz zur wirtschaftsrechtlichen EU-Kolonie mit lokaler Selbstverwaltung wird und damit den Beitritt bejahen muss? Oder umgekehrt: Wie viel wirtschaftliche Nachteile ist die Schweiz bereit in Kauf zu nehmen, um den «autonomen» Nachvollzug zu mildern und damit den Beitritt zu vermeiden? Diese zwei Grundsatzfragen stellen die Politik vor das Erfordernis eines klaren Entscheides, dies vor dem Hintergrund, dass die bilateralen Verträge an ihr Ende gelangen, während als Mittelweg der EWR weiterhin zur Verfügung steht.



Toni Brunner, Nationalrat (SG) und Parteipräsident der SVP

Wir stecken in einem Wirtschaftskrieg mit der EU und den USA. Die überschuldeten Staaten haben ihre Hausaufgaben nicht gemacht; jetzt versuchen sie, das Geld dort zu holen, wo es noch zu holen ist: bei uns. Dass die Schweiz derzeit in einer misslichen Lage steckt, ist aber auch die Schuld unserer schwachen Regierung, in der das Anpassertum weitgediehen ist. Den Druck aus den USA müssen wir zurückweisen und keine neuen Abkommen eingehen – etwa beim Austausch von Kundendaten. Die geplanten Abgeltungssteuer-Abkommen mit Deutschland und Grossbritannien sind ebenso fragwürdig, nachdem der Bundesrat erneut nachgegeben hat. Die Abgeltungssteuer könnte einen nachhaltigen Schutz der Privatsphäre bieten. Doch wenn die SP und der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble inzwischen davon reden, dass das Abkommen nur eine Vorstufe zum automatischen Informationsaustausch sei, kann das kaum der richtige Weg sein. Die SVP behält sich vor, das Referendum gegen einzelne Abkommen zu ergreifen. Dass die Banken bei diesem Spiel offenbar um jeden Preis mitmachen, ist traurig: Sie wollen sich bloss möglichst schnell reinwaschen, selbst wenn sie damit die eigenen Kunden verraten. Damit die Schweiz in Verhand-

lungen mit der EU wieder gestärkt wird, müssen die relevanten Staatsverträge vors Volk, wie das die Initiative der Auns verlangt.



Hans-Rudolf Merz,
ehemaliger FDP-Bundesrat

Unser Finanz- und Bankenplatz mit seinen traditionell vorzüglichen Dienstleistungen ist ein Pfeiler der schweizerischen Volkswirtschaft. Die weltbekannte Automobilindustrie besitzt für Deutschland einen vergleichbaren Stellenwert. Wolfgang Schäuble ist der erste deutsche Finanzminister, der in Erkenntnis solcher strategischer Eigenheiten Hand bot, erstens ein zentrales Interesse unserer Volkswirtschaft, zweitens den Schutz der Privatsphäre sowie drittens die Gerechtigkeit der Steuersysteme grenzüberschreitend zur Deckung zu bringen. Er versteht die schweizerische Mentalität und kennt unsere Stärken.

Nach mehreren klärenden Vorgesprächen wurde im Oktober 2010 in Bern eine Grundsatzvereinbarung unterzeichnet im Willen, die schwelenden und stets heftiger werdenden Kontroversen durch ein umfassendes Abkommen beizulegen. Das komplexe Thema wurde gegliedert und entsprechenden Arbeitsgruppen zugeteilt. Es waren harte Verhandlungen zu erwarten. Eine Krux würde in der Regelung der Vergangenheit bestehen. Auf schweizerischer Seite stand als Ziel die Abgeltungssteuer – wie sie in Deutschland bereits eingeführt ist – im Vordergrund. Die Abgeltungssteuer ist das optimale Instrument, um den Schutz der Steuerpflichtigen einerseits und die fiskalischen Ansprüche der Gemeinwesen andererseits unter einen Hut zu bringen. Der automatische Austausch von Informationen pulverisiert dagegen den Schutz der Privatsphäre. Er ist ein Instrument, das vor allem ungeschützte Steuerdaten produziert, während die Abgeltungssteuer unmittelbar zu Steuereinnahmen führt.

Finanzpolitik ist Interessenpolitik. Verhandeln auf internationalem Parkett ist dabei stets ein Geben und Nehmen und somit ein Spiel für gekonnte Diplomatie. Entscheidend war, zuerst das Ziel zu definieren und alsbald den Zielraum nicht mehr aus den Augen zu verlieren. Eine in die Rechtsordnungen beider Vertragsländer eingebettete Abgeltungssteuer samt Begleitschutz wahrt unsere Interessen im Bereich der Doppelbesteuerung am besten. Die deutsche Opposition verrennt sich nun offenbar in unerfüllbare Forderungen. Sie spekuliert wohl auf noch höhere Steuersätze oder gar auf das Einschwenken der Schweiz auf den automatischen Informationsaustausch. Sie muss aber zur Kenntnis nehmen, dass es zum Kompromiss keinen Kompromiss gibt. Oder wie der Volksmund sagt: «Wer nicht will, der hat gehabt!»



Christa Markwalder,
FDP-Nationalrätin (BE)

Die Schweiz muss selbstbewusst auftreten und ihre Stärken bei Verhandlungen in die Waagschale werfen. Schliesslich haben wir dank konsequenter Ausgabenpolitik die öffentlichen Finanzen im Griff und mit der Schuldenbremse ein disziplinierendes Instrument geschaffen. Als Parlamentarier müssen wir den Kontakt zu ausländischen Parlamenten intensivieren, um Verständnis und Goodwill für unsere Positionen zu schaffen. Nächste Woche reist zum Beispiel eine Schweizer Parlamentarier-Delegation für Gespräche mit US-Parlamentariern nach Washington. Ein Problem für die Schweiz sind die asymmetrischen Beziehungen. Wenn die USA oder die EU ein politisches Powerplay aufziehen, kann sich die Schweiz diesem Druck nicht so einfach entziehen. Wir müssen gewisse konstruktive Offerten, wie zum Beispiel die Abgeltungssteuer, unterbreiten, um Fehler aus der Vergangenheit auszubügeln. Keinesfalls dürfen wir versuchen, die ausserpolitischen Krisen auszusitzen, sonst folgt irgendeinmal der Eklat mit unabsehbaren Folgen für unseren Wirtschaftsstandort. Als EU-Mitglied wäre die ausserpolitische Position der Schweiz stärker. Mir ist bewusst, dass dieser Schritt an der Urne derzeit keine Chance hätte, ich hoffe aber nicht, dass es zuerst einen Eklat braucht.



Reiner Eichenberger,
Professor für Finanz-
und Wirtschaftspolitik,
Universität Freiburg

Sobald die Schweiz wie etwa beim Bankgeheimnis unter internationalen Druck kommt, rufen viele nach einer starken Führung Bundesberns. Doch das wäre genau falsch. Vielmehr sollte die Schweiz solche Problemthemen in den Kompetenzbereich der Kantone verlagern. Tatsächlich haben die USA und sogar Grossbritannien mit den speziellen Regelungen etwa in Delaware und auf den Kanalinseln genau diesen Weg gewählt – und tanzen damit der ganzen Welt und sogar der Schweiz auf der Nase herum. Gegen den föderalistischen Königsweg könnten die ausländischen Regierungen kaum Druck ausüben, weil auch die Kantone untereinander in einem Wettbewerb stehen und eine allfällige «Koalition der Kooperativen» von «Bösen» unterlaufen würde. Der Föderalismus und auch die direkte Demokratie dienen als Schutzwall gegen ungerechtfertigte Ansprüche von aussen. Im Bereich der Unternehmenssteuern sind die OECD, aber auch die USA und Deutschland ziemlich machtlos, weil die Unternehmenssteuern in der Kompetenz der Kantone liegen. Beim Bankgeheimnis aber können die ausländischen Regierungen – weil es auf nationaler

Diplomatie

Land unter Druck

Das sind die wichtigsten ausserpolitischen Fronten.

Von Philipp Gut

1 — Übernahme von EU-Recht. Die EU will das Verhältnis zur Schweiz straffer regeln; der souveräne Kleinstaat im Herzen des Kontinents ist ihr zunehmend ein Dorn im Auge. Insbesondere fordert die EU, dass die Schweiz sich wandelndes Unions-Recht künftig automatisch übernimmt. Gleichzeitig strebt der Bundesrat unter dem Schlagwort eines «ganzheitlichen und koordinierten Ansatzes» eine weitere institutionelle Anbindung an die EU an.

2 — Steuerstreit mit den USA. Mit der Erledigung des Falls UBS, bei dem die Schweiz unter Verletzung eigener Gesetze die Lieferung von Tausenden Kundendaten in die USA ermöglichte, hat der Druck der Weltmacht auf den Finanzplatz nicht nachgelassen. Ins Visier der US-Steuerbehörden sind die Grossbank Credit Suisse und weitere Institute geraten. Wegelin & Co., das älteste private Bankhaus des Landes, wurde im Powerplay der USA zerrieben. Weitere Datenlieferungen folgen, jetzt sind auch Mitarbeiter und Dritte – etwa Anwälte und Treuhänder – betroffen. Das Bankkundengeheimnis wird im Monatsrhythmus durchlöchert und immer weiter preisgegeben. Chefunterhändler Michael Ambühl verhandelt derzeit immer noch um eine sogenannte Globallösung – für die die Schweizer Banken werden bezahlen müssen.

3 — Steuerabkommen mit Deutschland. Der in diesem Frühjahr unterzeichnete Vertrag sieht weitgehende Konzessionen vor: eine Abgeltungssteuer mit Spitzensätzen bis zu 41 Prozent, Erbschaftssteuern von 50 Prozent und den Zugang deutscher Kontrolleure. Das Abkommen muss von den Parlamenten beider Staaten noch abgesegnet werden. Die SVP kündigte Widerstand an.

4 — Europarat attackiert Schweizer Steuerrecht. Der Europarat in Strassburg sagt in einer neuen Resolution «Steuerparadiesen» den Kampf an. Besonders im Fokus steht die Schweiz. Das Bankkundengeheimnis soll endgültig geschleift und der Steuerwettbewerb zwischen den Staaten unterbunden werden.



«Wahlkampf»: Verhandlungen mit Deutschland.

Ebene geregelt ist – ihre Muskeln spielen lassen und unseren armen Bundespolitikern schlimme Konsequenzen androhen. Für wichtige nationale Politiker sind die Besonderheiten der Schweiz und ihr Erfolg oft unangenehm, weil sie bei anderen Regierungen anecken und Begehrlichkeiten auslösen. Die Kantonalisierung des Bankgeheimnisses ist eine Möglichkeit, diesem Problem entgegenzuwirken.



Jean-François Rime,
SVP-Nationalrat (FR),
designierter Präsident
des Schweizerischen
Gewerbeverbandes (SGV)

Das Steuerabkommen mit Deutschland, so wie es sich heute präsentiert, werde ich im Parlament ablehnen. Denn der Bundesrat hat beide Verhandlungsziele – eine faire Lösung für langjährige Kunden und keine Abwanderung von den Schweizer Banken – klar verfehlt. Ob wir die Abkommen mit den USA noch stoppen können, ist fraglich. Wir sind schon zu weit gegangen. Mit der EU müssen wir gar nicht neue Verhandlungen aufnehmen; es gibt derzeit keine dringlichen Fragen. Wenn Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) nach Brüssel fährt, ist für die Schweiz natürlich nichts viel Gutes zu erwarten. Wir sind in dieser schlechten Lage, weil wir viel zu viele Konzessionen gemacht haben und uns unnötig unter Druck setzen liessen.



Georg Kohler, em.
Philosophieprofessor mit
Schwerpunkt Politische
Philosophie an der
Universität Zürich

1. «Aussenpolitik», schon gar: «Aussenpolitik des Kleinstaa-

tes» (im Sinn des klassischen Handlungsrepertoires einzelstaatlicher Diplomatie à la Petitpierre) sind veraltete Konzepte. Rational nötig ist die Orientierung an zwei neuen Tatsachen, die im letzten Vierteljahrhundert dominant geworden sind:

Einerseits ist die Schweiz von der EU umgeben, einem hochintegrierten Staatenverbund, der aus Gründen der eigenen Kohäsion Nicht-Mitgliedern keine Sonderrechte einräumen kann. Andererseits ist die Schweiz darauf angewiesen, nicht als *free rider* der Staatenwelt in Verruf zu kommen. Sie muss daher ebenso darauf achten, ihre Reputation zu bewahren, wie sie den bestmöglichen Zutritt zum EU-Markt braucht.

2. Entsprechend sind die Handlungsspielräume definiert. Sie verlangen die Einhaltung rechtsethischer Minima (zu denen unser internationales Steuerhinterziehungsgeheimnis nicht gehört), sie fordern die Berücksichtigung der Selbsterhaltungslogik der EU – und sie fordern die zeitgemässe Aktualisierung eidgenössischer Leitbegriffe wie «Neutralität» und «direkte Demokratie».

3. Im Rahmen der umrissenen Restriktionen darf und soll man eigeninteressiert verhandeln. Was etwa heisst, die Idee der Abgeltungssteuer zu verteidigen (solange es eben geht) und Lösungen, wie sie der damalige EWR-Vertrag entworfen hatte, in aktualisierter Form dem Schweizer Souverän verständlich zu machen. Merke: In unserem Land ist internationale Politik stets auch Identitätspolitik der «Willensnation».



Michael Hermann,
Politgeograf Uni Zürich

Wirtschaftlich ein wichtiger Partner, politisch unbedeutend: Jahrelang hat die Schweiz von dieser Konstellation profitiert. Kaum je ist sie

auf dem Radar der internationalen politischen Öffentlichkeit aufgetaucht und kam so zu vorteilhaften Sonderlösungen. Seit einiger Zeit ist die Schweiz jedoch eine grenzüberschreitende Schlagzeilenlieferantin, zum Teil auch selbstverschuldet. Mit den Steuerabkommen wird in Europa, besonders intensiv in Deutschland, Wahlkampf betrieben. So steigt dort der Druck auf die Politik, keine Kompromisse zu machen. Erstes Ziel ist deshalb, dem europäischen Scheinwerferlicht möglichst zu entweichen.

Ich bezweifle, dass die Schweiz mit einer offensiven Weissgeldstrategie oder einer totalen Blockade, mit einem Abbruch der Verhandlungen, Fortschritte im Steuerstreit erzielt. Wer denkt, es gebe einfache Lösungen oder die richtige Strategie, der irrt. Selbst die Banken sind ja uneins. Der Bundesrat kann gar keine klare Strategie verfolgen, weil seine Macht gegenüber Parlament und Volk begrenzt ist und sich die internationale Situation laufend ändert.

Wie hat sich die Schweiz in der Vergangenheit erfolgreich aus der Affäre gezogen? Sie hat nie überstürzte Entscheide gefällt, hat Krisen ausgesessen. Sie war aber immer genug flexibel, sich mit den ausländischen Partnern zu arrangieren und sich den internationalen Realitäten anzupassen. Wir sind Meister im «uns Durchwursteln». Auf diese Stärke können wir setzen.



Paul Widmer, Botschafter,
Historiker, Buchautor («Die
Schweiz als Sonderfall»)

Man sollte die Resolution des Europarats nicht überbewerten: Dieser ist in Steuerfragen kein führendes Organ. Erfreulich ist, dass die Schweizer Delegation mit Ausnahme eines Mitglieds [Andi Gross (SP), Anm. d. Red.] diesmal geschlossen für die Interessen der Schweiz gestimmt hat. Auch wenn wir alleine sind: Wir haben etwas zu verteidigen, nämlich den Schutz der Privatsphäre und ein massvolles Steuersystem. Allerdings muss die Schweiz auch ihre Hausaufgaben machen. Sie kann nur dann glaubwürdig für ihre Ideen eintreten, wenn bei uns für alle die gleichen Regeln gelten. Pauschalbesteuerungen für reiche Ausländer und gewisse Privilegien für Holdinggesellschaften widersprechen dem Rechtsempfinden. Was die institutionellen Beziehungen zur EU betrifft, muss sich auch die Schweiz bewegen. Keine Seite kann Fragen, welche die Souveränität tangieren, allein entscheiden. In einer solchen Lage bietet sich ein Schiedsverfahren an – darin ist die Schweiz übrigens geschichtlich geübt wie kein anderes Land. Konkret: Den Entscheid vertraut man einer unabhängigen dritten Instanz an, die das Vertauen von beiden Seiten genießt.



Oswald Grübel, Ex-Chef der Grossbanken UBS und CS

Einige unserer Banken haben sich im Ausland – leider – falsch verhalten und scheinbar sogar Gesetze gebrochen. Dafür sollten sie jetzt hinstehen. Allerdings haben sie es verstanden, ihre Probleme an die Politik weiterzugeben, und die Politik hat den Fehler gemacht, das Angebot anzunehmen. Die Situation ist verfahren, und es ist nicht einfach, eine Lösung zu formulieren im jetzigen Stadium. Was sicher falsch ist: die Strategie, mit allen europäischen Staaten Einzelabkommen in Steuerfragen abzuschliessen. Das führt in eine Sackgasse. Die Schweiz hätte auf europäischer Ebene eine Gesamtlösung aushandeln müssen. Jetzt machen wir einen Vertrag mit Deutschland, dann folgen Frankreich und Italien. Die werden sich gewiss nicht mit weniger abspesen lassen. Dieser Aufwand wird die Schweiz wohl teuer zu stehen kommen.

Zweiter Fehler: das Abgeltungsmodell. Ich lehne es aus staatspolitischen Gründen ab. Welcher Staat sammelt für andere Staaten Steuern ein und lässt sich dabei auch noch kontrollieren? Zudem unterschätzt man den administrativen Aufwand. Was also ist die Lösung? Vielleicht ist es noch nicht zu spät, sich mit der EU ins Vernehmen zu setzen und eine Gesamtlösung zu verhandeln. Hier müsste die Schweiz selbstbewusst, aber nicht aggressiv auftreten. Wir müssen einsehen, dass wir das Bankgeheimnis nicht mehr für grossangelegte Steuerhinterziehung von Ausländern benützen dürfen. Die Welt akzeptiert dies heute nicht mehr. Die Schweiz sollte das Abgeltungsmodell vermeiden und stattdessen auf eine Form von Informationsaustausch hinarbeiten, die wir nach Schweizer Interessen ausgestalten. Es geht nicht um automatischen Informationsaustausch, sondern um zwischenstaatliche Hilfe bei begründetem Verdacht auf Rechtsverletzungen im Steuerbereich. Wir können unseren Kunden erklären, dass wir ausländische Steuerbehörden bei begründetem Verdacht auf Steuerdelikte unterstützen werden.

Was ist entscheidend? Was darf auf keinen Fall preisgegeben werden? Wir müssen das Vertrauen unserer Bankkunden behalten beziehungsweise wiedergewinnen. Nichts, was dieses Vertrauen erschüttert, sollte von der Schweiz akzeptiert werden. Ob der politische Wille für eine selbstbewusste Behauptung der schweizerischen Position noch vorhanden ist, wird sich herausstellen, aber man soll die Hoffnung ja nie aufgeben.



Andreas Gross, SP-Nationalrat (ZH)

Die Schweiz ist eine der wenigen Gesellschaften, die sich ihren Staat selber schaffen konnten. Unser politisches System ermöglicht dank einer starken,

vielfältigen Opposition viel Freiheit und Partizipation. Das sind Errungenschaften, die weiterentwickelt und verteidigt werden sollten. Das können wir aber nur dann, wenn wir lernen, uns mit den Augen der anderen zu sehen. Nur so können wir deren Interessen erkennen. Wenn wir diese ignorieren, können wir auch unsere eigenen Interessen nur ungenügend entwickeln. Deshalb können wir ausländisches Steuersubstrat langfristig nicht einstreichen, die Abgeltungssteuer taugt höchstens als Übergangslösung. Der Finanzplatz hat nur als Ort des weissen Geldes eine Chance, nur dann, wenn er auch den meisten Europäern dient. Grundrechte gilt es zu vereinheitlichen. Die besten Geschäfte tut man, indem man sich vielen nützlich macht. In der vielfältigen Gemeinsamkeit und demokratischen Gemeinschaft liegt die Zukunft. Das bedarf der Differenz, des Widerspruchs und der Vielfalt und auch des Eigensinns. Jedoch nicht des blinden nationalistischen Egoismus, der sich hinter Mauern glaubt. Das ist nicht nur vorgestrichelt, sondern schlicht dumm.



Lukas Reimann, SVP-Nationalrat (SG)

Viele Angriffe auf die Schweiz hängen mit ihrer Attraktivität und ihrer soliden finanziellen Basis zusammen. Also sollten wir erst recht noch attraktiver werden als vitales Gegenmodell zu EU und USA. Derzeit überbieten sich Staaten mit Planwirtschaft, Regulierungswut, Steuererhöhungen und Geldmengenausweitung. Wenn wir, statt den internationalen Trends zu folgen, auf Markt, Föderalismus, Demokratie, Freiheit und eine stabile, gedeckte Geldmenge setzen, werden wir umso mehr zum prosperierenden Anziehungspunkt von Unternehmen, Leistung und Wohlstand.

Jedes Nachgeben gegenüber dem Ausland führt zu noch dreisteren Forderungen und noch höherem Druck auf unser Land. Selbstbewusster Widerstand statt Einknicken, auch mit unkonventionellen Methoden, muss die Devise lauten. Das Tessin fror etwa 50 Prozent der Quellensteuern von italienischen Grenzgängern ein, um Druck auf Bundesbern und Italien auszuüben. Das wirkt. Eine Stärkung der Volksrechte in der Aussenpolitik hilft dabei! Wenn Politiker und Diplomaten den Wählerwillen missachten, folgt ein negativer Volksentscheid. Internationale Abkommen, welche nicht im Interesse der Schweiz sind oder einen schleichenden EU-Beitritt vorantreiben, können so verhindert werden.



Andrea Caroni, FDP-Nationalrat (AR)

Der Druck auf die Schweiz ist auch das Resultat einer internationalen Schuldenkrise. Die EU alimentiert ihren Rettungsschirm mit schwindeler-

regenden Summen. Ich befürchte, dass bald auch die Schweiz gebeten wird, Ziegelsteine für diese riesigen Brandschutzmauern zu liefern. Der internationale Währungsfonds macht es vor.

Die EU spielt gegenüber der Schweiz an diversen Fronten mit den Muskeln. Es liegt in unserem Interesse, möglichst freie Handlungsbeziehungen mit Brüssel zu pflegen. Die Harmonisierung gewisser Regeln ist dann sinnvoll, wenn sie auch der Schweiz dient. Die von Brüssel vehement geforderte automatische Übernahme von EU-Recht kommt für mich aber nicht in Frage. Dieser Mechanismus würde die Souveränität unseres direkt-demokratischen, föderalistischen Staates unterlaufen und unser Erfolgsmodell gefährden. Ein kleiner Staat profitiert von klaren Regeln. Insofern wäre ein Schiedsgericht oder eine andere Instanz, welche die Umsetzung der bilateralen Verträge überwacht, eine gute Lösung. Idealerweise handelt es sich um eine Instanz in der Schweiz, die verbindliche Entscheide fällen kann. Sich alleine dem europäischen Gerichtshof zu unterwerfen, wäre ein No-go..



Elisabeth Kopp, ehemalige FDP-Bundesrätin

Wohin treibt die Schweiz? Die Schweiz ist flächenmässig klein, aber sie ist ein souveräner Staat. Sie hat ausser Wasser kaum Rohstoffe, dafür hat sie weltweit die am weitesten ausgebauten Mitspracherechte ihrer Bürger. Diese bestimmen auf allen politischen Ebenen die Höhe der Steuern und stimmten 2001 einer Schuldenbremse zu. Im Ausland wird erstaunt der Kopf geschüttelt, dass die Schweizer auch ja sagen zu Steuererhöhungen und eine Initiative für sechs Wochen Ferien ablehnen. Die Schweiz hat zusammen mit Finnland die tiefste Arbeitslosenquote und ist weltweit der fünfgrösste Finanzplatz.

Nun stellt der Europarat die Schweiz an den Pranger und beschimpft sie als Steueroase, die es auszurotten gelte. Er täte gut daran, den Gründen für diese «Steueroase» nachzugehen. Doch Neid vernebelt den Blick. Nicht nur die EU hat die Schweiz ins Visier genommen, auch die USA und Grossbritannien. Wenn wir den Schweizer Finanzplatz in Ehren bewahren wollen, gibt es nur eine Möglichkeit: eine Strategie, die auf weltweit gleich lange Spiesse ausgerichtet ist und auch zumindest die Rechtsräume der USA und des Vereinigten Königreiches (Kanalinseln, Karibik!) umfasst. Daran wären auch andere Länder interessiert.

Immer nachgeben und lavieren hat nur eine Folge: Neue Forderungen werden kommen, und die Schweiz wird nicht mehr ernst genommen. Ist das noch die Schweiz, auf die stolz zu sein wir allen Grund hätten?

Aufgezeichnet von: Philipp Gut, Lucien Scherrer, Kari Kälin und Roger Köppel



Massive Verschärfung des Steuersystems: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Grosse Schwester Schweiz

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf will Steuerschnüfflern den freien Zugriff auf Bank- und andere Daten der Bürger gewähren. So steht's in einem vertraulichen Antrag.

Von Urs Paul Engeler

Das fiskalische Damoklesschwert hängt seit dem 5. März dieses Jahres. An diesem Tag hat Fiskalministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) ein Aussprachepapier «Stossrichtungen zur Revision des Steuerstrafrechts» unterzeichnet und dem Bundesratskollegium zugesandt. Auf Ende März war eine Diskussion ihres Antrags angesagt gewesen, geschehen ist bis dato nichts. Das brisante Papier wurde nicht behandelt, aber auch nicht zurückgezogen. Bedrohlich schwebt es seit Wochen im verdeckten politischen Raum.

Dass Widmer-Schlumpf noch etwas zögert, das Beil fallen zu lassen, hat den Grund in den Verhandlungen mit den USA und den europäischen Ländern. Sie will die weitgehenden Zugeständnisse, die sie gegenüber allen fordernden Staaten laufend macht, (noch) nicht zum ganz grossen innenpolitischen Aufreger werden lassen. Denn das neue Schweizer Steuersystem, das sie mit ihrem Vorstoss erklärtermassen anpeilt, ist nichts anderes als der interne Nachvollzug der Liquidierung des Bankkundengeheimnisses, wie dies bereits ausländischen Steuerfahndern zugestanden wurde. Auch die Schweizer Steuervögte sollen den direkten Zugang zu den Bankdaten der hiesigen Bevölkerung erhalten.

Zwar kann sie in ihrem langfädigen Exposé (22 Seiten Beamtenjuristendeutsch plus 17 Sei-

ten Beilagen) «keine Angaben über den tatsächlichen Umfang der Steuerhinterziehung und des Steuerbetrugs in der Schweiz» oder zum Zustand der hiesigen «Steuermoral» machen. Ja, sie schätzt den «Anreiz zu Steuerwiderhandlungen tief» ein. Gleichwohl plädiert die Etatistin für eine massive Verschärfung des Steuersystems. Die unbedingte Durchsetzung «des Steueranspruchs» des Staates bezeichnet sie als oberstes Ziel des Steuerstrafrechts, die Lizenz zur amtlichen Schnüffelei ist das Mittel zum Zweck. Der Bundesrätin Ziel ist die völlige Unterwerfung des Bürgers unter den Steuerstaat. Dessen Rechte werden im Papier nicht einmal gestreift.

Tiefes Misstrauen gegen die Bürger

In der Diktion der Chefin des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) liest sich ihr tiefes Misstrauen gegen die Bürgerin und den Bürger so: «Aus Sicht des EFD gefährdet das steuerliche Bankgeheimnis die Durchsetzung des Steueranspruchs von Bund und Kantonen. Zwar stehen den Steuerbehörden andere Instrumente zur Verfügung, die im Einzelfall zielführend sein können, namentlich die Möglichkeit der Veranlagung nach Ermessen. Dieses Instrument kann jedoch nur dann zum Tragen kommen, wenn ausreichende Anhaltspunkte hinsichtlich Bestand und Umfang der

nicht deklarierten Vermögenswerte bestehen.» Und diese Informationen liessen sich nur gewinnen, wenn die Funktionäre stets freie Sicht in die Konti und Depots hätten.

Diese Direktkontrolle der bei Banken deponierten Vermögenswerte und der Transaktionen soll den Steuerbeamten nicht nur bei Strafverfahren erlaubt sein, sondern neu bereits während der Veranlagung, also bei der Prüfung der vom Bürger eingereichten Unterlagen oder noch einfacher: immer dann, wenn irgendein argwöhnischer Beamter die Finanzauszüge einsehen will. Widmer-Schlumpf hat diese Absichten im bereits schriftlich vorliegenden Entwurf eines Bundesratsbeschlusses formuliert, der der *Weltwoche* ebenfalls vorliegt. Gemäss diesem Text will sie ermächtigt werden, die «Aufhebung des steuerlichen Bankgeheimnisses im Veranlagungsverfahren, d. h. Befugnis der Schweizer Steuerbehörden, Informationen von Banken einzuholen, wenn der Steuerpflichtige diese Informationen nicht einreicht», zum neuen Gesetz zu machen.

Nach den Plänen der obersten Steuereintreiberin des Landes haben künftig jedoch nicht nur die Banken den Fiskalfunktionären alle verlangten Personendaten zu liefern. Auch «andere Behörden» sollen laut EFD-Antrag explizit «eine Meldepflicht über mögliche Steuerwiderhandlungen» erfüllen müssen.

Gemeint sind alle «Behörden des Bundes, der Kantone, Bezirke, Kreise, Gemeinden»; sie alle haben künftig «auf Ersuchen hin oder von sich aus alle Auskünfte» zu erteilen, die von den Steuerämtern gewünscht werden. Die Finanzspionage wird zur staatlichen Kernaufgabe.

Lediglich das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) hat sich in der internen Konsultation noch gegen diese totale Preisgabe der Persönlichkeitssphäre gewehrt. Es stellte sich «auf den Standpunkt, dass das Bankgeheimnis in der Schweiz wie bis anhin bestehen bleiben soll». Das aussenpolitische Departement (EDA) hingegen wollte den Schutz des Individuums gar noch weiter abbauen und «auch den Zugriff der Steuerbehörden auf andere Informationsinhaber» ermöglichen (gemeint sein könnten: Versicherungen, Treuhänder, Anwälte, andere Unternehmen etc.).

Alle diese neuen Rechte und Eingriffsmöglichkeiten – dies ist die zweite vorbereitete Umkämpfung des heutigen Rechts – sollen die Steuerbehörden nicht nur für vermuteten Steuerbetrug erhalten, sondern generell. Dringt Finanzministerin Widmer-Schlumpf mit ihren Plänen durch, wird die Unterscheidung zwischen Steuerbetrug (als «Vergehen» zu ahnden mit einem Strafverfahren) und Steuerhinterziehung (als «Übertretung» zu ahnden mit einer Busse und einer happigen Strafsteuer) fallen.

Nicht nur das, auch die bisherige Praxis, zwischen leichteren und gröberen Fällen von Hinterziehung zu unterscheiden, will die Finanzministerin aufheben. «Die Begriffe «einfache» oder «leichte» und «schwere» Hinterziehung sind für die Gewichtung der verschiedenen Widerhandlungen nicht zielführend und deshalb zu unterlassen», schreibt sie. Damit wird eine kleine Nebeneinkunft oder eine Obligation, die in der Steuererklärung fehlt, einem gefälschten Dokument gleichgestellt.

Rechtstradition wird weggeworfen

Solche Pläne hat die Machtpolitikerin, die Individualrechte und Privatvermögen stets geringer geachtet hat als den «Steueranspruch» des Staats, schon seit langem im Kopf. Realisieren kann sie ihre Absichten, wenn die internationalen Steuerabkommen in Kraft sind, mit denen sie eine jahrzehntelange und erfolgreiche Rechtstradition des Landes weggeworfen hat wie ein gebrauchtes Taschentuch. Sind die Verträge mit den fremden Staaten einmal ratifiziert, kann sie auch im Inland zuschlagen, wie sie selbst zugibt: «Durch die Neuausrichtung der schweizerischen Amtshilfepolitik und des insofern ermöglichten Zugangs ausländischer Steuerbehörden zu Bankdaten in der Schweiz hat sich [...] eine neue Dimension ergeben. [...] Eine Anpassung des steuerlichen Bankgeheimnisses im Inland erscheint auch

vor diesem Hintergrund als konsequenter Schritt.» Mit diesen und ähnlichen Begründungen im Aussprachepapier entlarvt Widmer-Schlumpf sich und ihre Verhandlungsführung an den verschiedenen Streitfronten. So klar hat sie noch nie signalisiert, dass sie überhaupt kein Interesse hat, das Schweizer Rechtssystem und den Schweizer Finanzsektor zu verteidigen, und dass sie in Wirklichkeit in die Gegenrichtung zieht: Sie gibt damit zu, dass sie gegenüber den Amerikanern, Deutschen, Engländern und allen andern willkommenen Gesuchstellern noch so gerne nachgibt, um für sich die gleichen Zugriffsmöglichkeiten im Inland zu sichern. Jede Konzession gegenüber dem Ausland ist das künftige Recht in der Schweiz.

Interessanterweise freut die BDP-Leaderin sich nicht nur über die hohen «zu erwartenden Nachsteuern», sondern sie rechnet damit, dass nun selbst Schweizer ihre gläsernen Konten auf Schweizer Banken auflösen und nach Singapur oder Delaware verschieben werden. Sie überlegt sich darum bereits weitere Zwangsmassnahmen, damit «die Abwanderung unverteuerter Gelder aus der Schweiz verhindert werden kann».

Dem ehrlichen Bürger eröffnet der widmerschlumpfsche Überwachungsstaat die Option, die Steuererklärung zu ignorieren. Weil das Steueramt schon jeden Rappen kennt. ○



Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?

Wenn Sie Ihre Anlageziele mit einer massgeschneiderten Strategie erreichen möchten. Nehmen Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich und an 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Private
Banking

Steuern ohne Grenzen

Michael Ambühl gilt als Wunderwaffe des Bundesrats, um den Finanzplatz auf dem internationalen Parkett zu verteidigen. Der kluge Diplomat muss eine gefährliche Politik vertreten, deren Ziel die internationale Einkesselung des Steuerzahlers ist. *Von Florian Schwab*



Merkwürdige Schicksalsergebenheit: Chefunterhändler Michael Ambühl.

«Hält die Schweiz durch?» Diese bange Frage stellte der St. Galler Privatbankier Konrad Hummler am 17. März 2008 in einem seiner berühmtesten Anlagekommentare unter dem Titel «Der Kampf ums Eingemachte». Er gab damit seiner Hoffnung Ausdruck, dass die überwältigende Zustimmung der Schweizer Bevölkerung den Bundesrat davon abhalten würde, das Bankgeheimnis aufzugeben, denn der Schweizer Stimmbürger wisse, dass die Auslieferung von Kundendaten an fremde Regierungen ein «Verrat an Millionen von Europäern» wäre, die das «einzig Vernünftige für die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Persönlichkeitsrechte» getan hätten und die sich dafür auf die Schweiz verlassen.

«Das Preisgeben ihrer Namen zur Kriminalisierung und Verfolgung durch deutsche und andere Strafinstanzen – das würde die Alpenrepublik wohl nicht überstehen», orakelte

Hummler damals. Drei Jahre später steht Hummlers Bank im Fadenkreuz der US-Justiz. Sie existiert nur noch, um sich gegen die Vorwürfe der amerikanischen Steuerbehörden zur Wehr zu setzen. Faktisch ist die stolze Bank Wegelin tot, das Geschäft hat die Raiffeisenbank übernommen.

Kröten geschluckt

Wie ist es derweil dem Bankgeheimnis ergangen? Ziemlich genau ein Jahr nach dem Erscheinen von Hummlers Kommentar hob die Schweizer Regierung die Unterscheidung zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung auf. Dies war eine Voraussetzung, um von der «grauen Liste» der Steueroasen wegzukommen, welche die OECD herausgibt. Damit befand sich die Schweiz in guter Gesellschaft mit Luxemburg und Singapur, welche ihr Rechtssystem ebenfalls angepasst haben.

Seither befindet sich der Bundesrat in der Defensive. Ein Quellensteuerabkommen jagt das nächste. Unterdessen hat die Schweiz viele Kröten geschluckt, ohne allerdings das Bankgeheimnis generell preisgegeben zu haben. Das Quellensteuer-System erlaubt es ausländischen Kunden hiesiger Banken, eine anonyme Quellensteuer abzuliefern, ähnlich der Schweizer Verrechnungssteuer. Die Schweiz treibt diese Steuer ein und überweist sie an die entsprechenden Länder. Sie ist somit zum verlängerten Arm von ausländischen Steuerämtern geworden.

In Bezug auf das Bankgeheimnis schwerwiegender ist der Fall UBS. Als Ergebnis der Verhandlungen wurden Tausende Kundendaten an die amerikanischen Behörden ausgeliefert, mit dem rhetorischen Kunstgriff, bei fortgesetzter und sehr umfangreicher Steuerhinterziehung handle es sich auch um Steuer-

betrug. Das einst margenträchtige Offshore-Geschäft mit US-Kunden ist komplett zum Erliegen gekommen.

In den Abgeltungssteuer-Abkommen mit Deutschland und Grossbritannien wurde die rückwirkende Anwendung der Verträge beschlossen, was das Prinzip des Rechtsstaates verletzt, wonach Gesetze immer nur für die Zukunft gelten. Ausgehandelt werden diese Verträge von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpfs Chefunterhändler, Staatssekretär Michael Ambühl, der dem Staatssekretariat für Internationale Finanzfragen vorsteht.

Erschwerte Bedingungen

Für seine Verhandlungen erhält Ambühl klar definierte Mandate, innerhalb deren er sich bewegen kann. Der Mathematiker mit Dokortitel gilt als schweizerische Wunderwaffe auf dem internationalen Parkett. Er hat bereits die bilateralen Verträge massgeblich mit ausgehandelt. Seinen Kritikern gegenüber zeigt er sich nicht etwa als EU-Turbo, sondern er betont eine relativ leidenschaftslose Interessenvertretung.

Im Finanzministerium ist Ambühl als blitzgescheiter, loyaler Beamter mit einem Hang zur Detailversessenheit bekannt. Auch bei langwierigen Verhandlungen sitzt er bis zum Schluss persönlich am Tisch. Ambühl geht auf sein Gegenüber ein, seine einnehmende Persönlichkeit lässt es in Sachfragen aber nicht an der nötigen Härte mangeln.

Der Chefunterhändler kennt die Abkommen mit Deutschland und Grossbritannien so gut wie auswendig. Wie aus seinem Umfeld verlautet, ist Ambühl davon überzeugt, im Rahmen seines Mandates ein gutes Verhandlungsergebnis erreicht zu haben, auch wenn ihm die erwähnten problematischen Punkte bewusst sind. Gemessen am politisch vorgegebenen Mandat, und das ist Ambühls oberste

Referenz, ist die Arbeit des Staatssekretärs tatsächlich als erfolgreich zu bewerten. Seine Ergebenheit gegenüber der Politik trug dazu bei, dass er auch mit schwierigen Vorgesetzten gut kooperierte; zuvor war Ambühl der Bundesrätin Micheline Calmy-Rey unterstellt.

Aus Sicht der Bankkunden und der Finanzdienstleister sieht Ambühls Bilanz allerdings wenig erfreulich aus. Das ist kein Wunder, denn die politischen Vorgaben sind geprägt von einer merkwürdigen Schicksalsergebenheit, die davon ausgeht, dass die Zeit für den steuerpolitischen Sonderfall Schweiz abläuft: nicht mehr zeitgemäss und insofern nicht mehr zu verteidigen.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Mitarbeiter des Finanzdepartements und des Staatssekretariats kaum als beinharte Verteidiger des Bankgeheimnisses gelten können. Viel-

Man ist stolz auf das neue Modell: lückenlose Steuerehrlichkeit, made in Switzerland.

mehr wird das Eintreiben von fremden Steuern bereits als eine Art freundschaftliche Dienstleistung verstanden. Der Bürger, der vielerorts unter der Abgabenlast zu leiden hat, hat im Schweizer Finanzdepartement offenbar keine Lobby mehr.

Konrad Hummler hatte im Zusammenhang mit Steuerhinterziehung in einem seiner Kommentare von «Notwehr» gesprochen, die unter Umständen gerechtfertigt sein könne, um sich dem gefräßigen Sozialstaat zu entziehen, wenn dessen Versprechungen nicht nachhaltig finanziert sind. Manch einer konnte darin eine regelrechte Rechtfertigung für Steuerhinterziehung erkennen. Diese Auffassung teilt unter Widmer-Schlumpfs Beamten erst recht niemand.

Wer die Signale aus dem Staatssekretariat deutet, erkennt, wohin die Reise geht: Die Schweiz strebt weitere Quellensteuerabkommen an, nicht nur mit EU-Staaten, sondern grundsätzlich. Man ist stolz darauf, mit dieser weltweit einzigartigen Konstruktion ein Modell geschaffen zu haben, welches eine Alternative zum automatischen Informationsaustausch darstellt, wie ihn beispielsweise die Europäische Union möchte. Lückenlose Steuerehrlichkeit, made in Switzerland.

Die Idealvorstellung der Schweizer Finanzbeamten ist eine weltweite Vernetzung der Steuerbehörden mit gegenseitigen Quellensteuerabkommen, zumindest unter demokratischen Rechtsstaaten. Nach ihrer Logik ist damit der automatische Informationsaustausch nicht mehr nötig und das Bankgeheimnis langfristig gewahrt und gesichert.

Einen Schritt weiter

Im internationalen Vergleich ist die Schweizer Vorstellung noch relativ moderat. Die Vorstellungen auf internationalem Parkett reichen von einem kompletten automatischem Informationsaustausch, der sämtliche Bankdaten international erfasst, bis hin zur Verpflichtung der Banken zu steuerpolizeilichen Aufgaben. Die USA hat mit Fatca ein System dafür ersonnen, wie weltweit jeder amerikanische Bürger, unabhängig von seinem Wohnsitz, zur Bezahlung der amerikanischen Steuern gezwungen werden kann. Die Staaten tun sich zusammen, um die lückenlose Bezahlung aller Steuern gegenseitig durchzusetzen.

Während Widmer-Schlumpfs Unterhändler gedanklich noch damit beschäftigt sind, mit ihrem internationalen Beitrag der Quellenbesteuerung das Bankgeheimnis zu retten, denkt die Chefin bereits einen Schritt weiter: Sie bereitet dessen Abschaffung im Inland vor (siehe Artikel auf Seite 30). ○

Typisch
Schweiz
Typisch
Volg



«Volg und wir –

das geht auf.»

«Mit der Bäckerei in Thusis übernahmen wir vor zwölf Jahren das 1896 patentierte Zwieback-Rezept von Josef Laim. «Laim's Castell Zwieback» von Volg wird noch heute nach diesem Rezept gebacken. Wir setzen auch bei den Zutaten auf beste Qualität, denn zufriedene Kunden kommen wieder. Und wie bei Volg weiss man bei uns, wer dahinter steht. Das stärkt das Vertrauen.»

Felix Schmid
Besitzer und Geschäftsführer
der Bäckerei Attenhofer, Thusis



Das falsche Rezept

Der Bundesrat will Versicherte in Managed-Care-Modelle drängen und damit die Gesundheitskosten um eine Milliarde Franken senken. Mit dem Zwang droht der Spareffekt zu verpuffen.

Von Kari Kälin



«Gewagte Prognose»: Das Sparpotenzial von Managed Care ist umstritten.

Die Nachricht des Bundesamtes für Statistik vom 3. April hat rituellen Charakter: Einmal mehr sind die Kosten für das Gesundheitswesen gestiegen. Im Jahr 2010 kletterten sie um 2,5 Prozent auf 62,5 Milliarden Franken.

Eine Reform, an der Bundesrat und Parlament seit 2004 gearbeitet haben, soll endlich Linderung bringen. Das Zauberwort heisst «Managed Care» oder «integrierte Versorgung». In Bern verspricht man sich viel. «Man macht keine Behandlung zweimal, die Patienten werden schneller gesund», sagte Didier Burkhalter im letzten Herbst, damals noch als Gesundheitsminister, gegenüber dem *St. Galler Tagblatt*. Der FDP-Bundesrat stellte Einsparungen «um eine Milliarde Franken» in Aussicht.

Die Begeisterung ist auf seinen Nachfolger übergeschwappt. Obwohl Alain Berset (SP) die Vorlage als Ständerat noch bekämpft hatte, plädiert er als Neo-Bundesrat nun «aus Über-

zeugung» und «nicht aufgrund seiner neuen Rolle» für Managed Care. Das letzte Wort hat am 17. Juni das Volk. Ärztekreise haben das Referendum ergriffen.

Einschränkung der freien Arztwahl

Worum geht es? In der «integrierten Versorgung» schliessen sich Ärzte zu einem Netzwerk zusammen. Gemeinsam mit der Krankenkasse legen sie ein Budget für die Versorgung ihrer Patienten fest. Die Budgetmitverantwortung ist der springende Punkt. Sie soll die Ärzte zum Sparen animieren und überflüssige Behandlungen und Leerläufe wie doppelte Labor- und Röntgenuntersuchungen verhindern. Einen allfälligen Gewinn oder Verlust teilen sich das Netzwerk und die Krankenkasse auf. Ein Hausarzt des Netzwerks, der sogenannte Gatekeeper, koordiniert die Behandlung von A bis Z. Er schickt den Patienten, falls nötig, zum Spe-

zialisten oder ins Spital und erhält von diesen Stellen automatisch eine Rückmeldung über die Behandlung. Zudem besuchen die Ärzte obligatorische Weiterbildungskurse.

Die Versicherten verpflichteten sich, immer zuerst ihren Vertrauensarzt innerhalb des Netzwerks zu konsultieren, anstatt nach eigenem Gutdünken einen Spezialisten nach dem anderen aufzusuchen und so hohe Kosten zu verursachen. Leidet zum Beispiel ein Versicherter an einem Hautproblem, meldet er sich nicht direkt beim Dermatologen an, sondern fragt zuerst den Netzwerkarzt um Rat. Die Versicherten dürfen keine Leistungen ausserhalb des Netzwerks beziehen. Die freie Arztwahl wird somit eingeschränkt. Als Belohnung winken ein Prämiennrabbat und ein tieferer Selbstbehalt. Das neue Gesetz legt nun den tieferen Selbstbehalt ganz genau fest: Managed-Care-Patienten zahlen nur noch 10 Prozent Selbstbehalt bis zu einem Höchstbetrag von 500 Franken pro Jahr, Patienten ausserhalb des Netzwerks hingegen 15 Prozent bis zu einem Höchstbetrag von 1000 Franken. Heute beträgt der Selbstbehalt 10 Prozent bis zu einem Höchstbetrag von 700 Franken.

Im Vordergrund stehe die Qualität

Gemäss einer Erhebung des Forums Managed Care (FMC) sind heute 1,33 Millionen Krankenversicherte oder 17 Prozent einem Ärztenetzwerk mit integrierter Versorgung angeschlossen, Tendenz steigend. Mit dem tieferen Selbstbehalt als Anreiz will der Bundesrat diesen Wert auf 60 Prozent steigern. Rund drei Millionen erwachsene Personen müssten demnach gemäss Auskunft des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) neu zu Ärztenetzwerken stossen, damit die Kosten um eine Milliarde Franken gesenkt werden könnten.

Bei dieser Zahl handelt es sich jedoch um eine Schätzung, basierend auf der Studie «Effizienzsteigerung dank Managed Care» von Konstantin Beck, Professor für Gesundheitsökonomie an der Universität Zürich. Gemäss der Untersuchung resultiert pro Managed-Care-Versichertem ein Sparpotenzial von 8,7 Prozent. Doch ausgerechnet der Studienautor selber setzt ein dickes Fragezeichen hinter den burkhalterschen Sparoptimismus. «Das ist eine gewagte Prognose. Man weiss zum Beispiel nicht, ob sich in einem Netzwerk versicherte Patienten nicht ohnehin sparsamer verhalten als andere», sagt Beck. Es gebe für die Schweiz zwar tatsächlich zahlreiche Studien,

die zeigen, dass Ärztenetze Kosten dämpfen. «Aber die Ärzte und die Versicherten, die sich heute einem Netzwerk anschliessen, machen dies freiwillig.» Mit dem neuen Gesetz könnten sich auch Ärzte gezwungen sehen, ein Netzwerk zu bilden, obwohl sie dafür nicht motiviert sind. «Um Kosten zu sparen, ist aber das freiwillige Engagement zentral. Denn ein Netzwerk bedeutet für die Ärzte auch Mehraufwand. Wenn man die Leute überredet, zu Managed-Care-Modellen zu wechseln, klappt es nicht», so Beck. Interessanterweise gibt sich der Bundesrat in der Botschaft zu Managed Care weit zurückhaltender als Burkhalter. Ob mit einer «flächendeckenden Einführung» von Managed-Care-Modellen Kosten gespart werden können, sei «ungewiss» – unter anderem, weil sich bis jetzt motivierte Ärzte an solchen Modellen beteiligt hätten.

Für Peter Berchtold, Präsident des Forums Managed Care, steht denn auch nicht das Sparen im Vordergrund, sondern der «Qualitätsaspekt». Auf seiner Homepage schreibt das FMC, eine wachsende Zahl an Studien belege die «Qualitätsförderung durch integrierte Versorgung». Auch der Bund hofft auf diesen Effekt bei gleichzeitiger Kostensenkung. Die Budgetmitverantwortung in Ärztenetzen soll ein Anreiz sein, «für die Patienten die optimale Behandlung zu wählen, weder unnötige Untersuchungen zu veranlassen und Therapien zu

verschreiben, noch Untersuchungen mehrfach zu wiederholen», schreibt das BAG.

Doch wie viele überflüssige Mehrfachuntersuchungen werden überhaupt durchgeführt? Über konkrete Zahlen verfügt das BAG nicht, wie Sprecher Daniel Dauwalder sagt. Ein internationaler Vergleich lässt hingegen den Schluss zu, dass die Schweizer Bevölkerung nicht übertrieben häufig sinnlos den Arzt konsultiert. Gemäss einer Statistik der Organisation für Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) aus

«Wenn man die Leute überredet, zu Managed-Care-Modellen zu wechseln, klappt es nicht.»

dem Jahr 2009 besucht jeder Schweizer viermal pro Jahr den Arzt. Das ist der viertiefste Wert innerhalb der 28 verglichenen Länder. Zum Vergleich: Der OECD-Schnitt beträgt 6,8 Arztbesuche pro Jahr, in Deutschland sind es 7,5.

Entmündigte Patienten

Aber leidet das Gesundheitswesen an einem Qualitätsproblem, das durch Managed Care behoben werden muss? «Bereits heute haben wir eine qualitativ hochstehende Gesundheitsversorgung», so BAG-Sprecher Dauwalder. Auch die Organisation für Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) attestiert dem

Schweizer Gesundheitswesen «ausgezeichnete Leistungen».

Managed-Care-Gegner warnen gar vor einem Qualitätsabbau. Marcus M. Maassen ist Hals-Nasen-Ohren-Arzt in Luzern und Präsident der Vereinigung Pulsus, die sich für eine «freie, sozial verantwortbare Medizin» einsetzt, und Mitglied des Referendumskomitees «Freie Arztwahl für alle». Für Maassen entmündigt die Vorlage den Patienten, weil ihm der Staat nicht zutraue, selber zu entscheiden, wann der Gang zu einem Spezialisten nötig sei und wann nicht. «Dabei führt der Umweg über den Netzwerkarzt zu unnötigen Arztbesuchen», sagt Maassen. Er warnt vor einer «versteckten Rationierung» wegen des finanziellen Drucks, der auf den Netzwerken lastet. «Die Ärzte haben deshalb ein Interesse, ihre Patienten nicht den Spezialisten zu überweisen und keine Medikamente zu verordnen.»

Bereits heute entstehen aus eigenem Antrieb immer mehr Netzwerke. Erkennen die Patienten die Vorteile derselben, schliessen sie sich ihnen freiwillig an. Mit dem differenzierten Selbstbehalt aber bevorzugt der Bundesrat Netzwerke – egal, ob diese gut oder schlecht arbeiten – gegenüber Medizinern, die sich nicht in ein Managed-Care-Korsett drängen lassen. Der künstliche Wettbewerbsvorteil ist unnötig. Der Staat muss seine Bürger nicht zum Managed-Care-Glück zwingen. ○



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

Vorteil für die zweite Gotthardröhre

Das Verlagerungsziel beim alpenquerenden Schwerverkehr wird voraussichtlich nicht erreicht. Das wirkt sich auf die Sanierung des Gotthard-Strassentunnels aus. Eine Vollsperrung wird teurer als angenommen. Der Bau einer zweiten Tunnelröhre rückt näher. *Von Alex Reichmuth*



Nächste Sanierung kommt bestimmt: Gotthard-Nordportal in Göschenen.

Das gesetzlich vorgegebene Ziel, dass bis 2018 nur noch 650 000 Lastwagen pro Jahr die Alpen queren, ist nicht erreichbar. Das gestand der Bundesrat im letzten Dezember ein. «Der Verlagerungseffekt, der mit der Inbetriebnahme der Neat-Gotthardachse zusätzlich erzielt wird, dürfte lediglich reichen, um die Zahl der alpenquerenden Lastwagenfahrten auf dem heutigen Niveau zu stabilisieren», schrieb die Regierung. Heute fahren über 1,2 Millionen LKW durch die Alpen. Damit es deutlich weniger werden, müsste der Bund rigide Massnahmen ergreifen: die Schwerverkehrsabgabe (LSVA) weiter erhöhen oder die Fahrten kontingentieren. Die erste Massnahme aber würde gegen das Prinzip der LSVA verstossen, dass den Fuhrhaltern nur verursachte Kosten in Rechnung gestellt werden. Die zweite wäre ein planwirtschaftlicher Eingriff quer zur bisherigen Verkehrspolitik der Anreize. Beide Massnahmen stünden auch im Widerspruch zu den Verträgen mit der EU.

Ähnlich weit ist man beim Gotthard, der weitaus wichtigsten Schweizer Nord-Süd-Verbindung, vom Verlagerungsziel entfernt. Angestrebt sind 500 000 LKW-Fahrten pro Jahr, tatsächlich sind es heute aber über 900 000.

Dass das Verlagerungsziel kaum erreichbar ist, wirkt sich auf die Sanierung des Gotthard-Strassentunnels aus. Dieser Tunnel sollte bis

zirka 2025 saniert sein, damit er weiterhin sicher betrieben werden kann. Während der entsprechenden Arbeiten muss der Tunnel gesperrt werden. Gestritten wird darüber, ob eine zweite Röhre gebaut werden soll, die während der Sperrung den Verkehr aufnimmt, oder ob ein Bahnverlad genügt.

Ende 2010 hat der Bundesrat in einem Bericht zur Sanierung empfohlen, auf den Bau einer zweiten Röhre zu verzichten und die Revision entweder am Stück durchzuziehen (Vollsperrung während 2,5 Jahren) oder mit Unterbrüchen in den Sommermonaten mit hohem Verkehrsaufkommen (Sanierungsdauer 3,5 Jahre). Während der Sperrung soll dem Lastwagenverkehr ein Bahnverlad durch den Neat-Basistunnel zur Verfügung stehen. Für den PW-Verkehr soll es einen Bahntransport durch den alten Scheiteltunnel zwischen Göschenen und Airole geben. Der Bundesrat argumentierte vor allem mit den Kosten: Während der Bau einer zweiten Strassenröhre etwa zwei Milliarden Franken koste, kämen die Investitionen in das Verladeregime und dessen Betrieb lediglich auf 560 bis 670 Millionen Franken zu stehen.

Doch diese Berechnungen beruhen noch auf der Annahme, dass das Verlagerungsziel beim Schwerverkehr vor der Sanierung erreicht wird. Nun muss man hingegen mit fast doppelt so

vielen Lastwagen wie angepeilt rechnen, die über die Gotthardachse fahren wollen. Der Bahnverlad während der Sperrung des Strassentunnels wird darum deutlich teurer als vorgesehen. Zudem muss vermehrt in die Ausweichrouten (San Bernardino, Simplon, Grosse St. Bernhard) investiert werden, um dort chaotischen Verhältnissen vorzubeugen. Laut Schätzungen des Bundesamts für Strassen (Astra) verteuert sich die Sanierung des Strassentunnels ohne zweite Röhre darum um bis zu 200 Millionen Franken bei einer Sanierung am Stück. Bei einer Sanierung mit Unterbrüchen im Sommer dürften die Mehrkosten eher noch höher sein. Der Kostenvorteil bei einem Verzicht auf eine zweite Gotthardröhre verringert sich also.

Teure San-Bernardino-Route

Die Konsequenzen reichen noch weiter. Der Gotthard-Strassentunnel muss etwa vierzig Jahre nach Abschluss der jetzt anstehenden Revision erneut saniert werden. Gibt es keine zweite Röhre, braucht es dann wieder einen Bahnverlad. Dieser wird umso teurer, je mehr Lastwagen dannzumal über die Gotthardachse drängen. Scheitert die Verlagerungspolitik, ist erneut mit Mehrkosten zu rechnen. Die Variante «zweite Röhre» wird nochmals attraktiver.

Berücksichtigt man nicht nur direkte, sondern auch indirekte Kosten, dürfte der Bau einer zweiten Röhre sogar günstiger kommen. Zu den indirekten Kosten zählen vor allem volkswirtschaftliche Verluste bei einer Vollsperrung. Der Zugang ins Tessin wird während Jahren nur sehr eingeschränkt möglich sein, mit entsprechend negativen Auswirkungen vor allem auf Wirtschaft und Tourismus im Tessin. Eine Umfrage im Tessin hat gezeigt, dass über fünfzig Prozent der befragten Unternehmen bei einer Vollsperrung damit rechnen, Personal entlassen zu müssen. Fuhrhaltern, die wegen der Vollsperrung eine Alternativroute befahren, entstehen zudem erhebliche Zusatzkosten. Das Institut für Wirtschaftsstudien Basel hat errechnet, dass eine Lastwagenfahrt von Basel nach Mailand über die San-Bernardino-Route über 600 Franken teurer ist als über die Gotthard-Route.

Es sei «unumgänglich, dass die Sanierung des Gotthard-Strassentunnels mit der Prämisse geplant wird, dass zum Sanierungszeitpunkt keine zweite Röhre zur Verfügung steht», lautete das Fazit des Bundesrats in seinem Bericht von 2010. Diese Prämisse muss überdacht werden. ○



«Cool, sexy und märchenhaft reich»: Bertarelli (M.), Ehefrau Kirsty.

Der Aussteiger

Ernesto Bertarelli hatte in dritter Generation das Genfer Biotech-Unternehmen Serono geführt, und als er die Lust verlor, verkaufte er es an die deutsche Merck. Nun wird die Genfer Firmenzentrale geschlossen. Es ist die Folge nachlassender unternehmerischer Leidenschaft. *Von René Lüchinger*

Die Romands sind richtig sauer auf ihren Ernesto Bertarelli. «Schockiert» zeigte sich der Profi-Welsche Jacques Pilet vergangene Woche. «Im schlimmsten Fall ist er sehr zynisch», lässt Genfs Stadtpräsident Pierre Maudet via *NZZ am Sonntag* verlauten. «Segeln war dem Bertarelli wichtiger als die Arbeit seiner Firma», meint ein Leserbriefschreiber im *Blick*. Szenen der Enttäuschung und der Wut über einen Aussteiger, der sein Familienunternehmen Serono im Jahre 2006 für 16 Milliarden Franken an den meistbietenden deutschen Chemiekonzern Merck verkauft, sich auch aus dem Verwaltungsrat der UBS ins Privatleben zurückgezogen hatte, während seine schöne Frau, Kirsty Bertarelli, eine Ex-Miss-United-Kingdom, sich singenderweise eine Karriere aufzubauen versuchte.

«Cool, sexy und märchenhaft reich», schrieb die *Bilanz* einst über die Bertarellis. Die Veräus-

serung seiner Biotechfirma an die Deutschen haben sie Ernesto Bertarelli am Hauptsitz der Serono in Genf noch knapp verziehen. Doch nun fühlen sich die Genfer von ihm verraten und verkauft. Der plötzlich am Pranger Stehende reagierte vergangene Woche ziemlich uncool, meinte kleinlaut, er sei sehr traurig darüber, dass der neue Besitzer den Serono-Hauptsitz in der Rhonestadt nun dichtmachen will – ein Prunkbau mit einer imposanten Stahl-Glas-Konstruktion, die Bertarelli einst für eine dreistellige Millionensumme hatte erstellen lassen. Damit gehen 1250 mehrheitlich hochqualifizierte Arbeitsplätze verloren.

Das Bedauern des Milliardärs mutet etwas billig an. Als er seine Firma an Merck verkauft habe, sagte er vergangene Woche der Zeitung *Le Temps*, habe es keinerlei Absprachen über den Erhalt des Standortes gegeben, und dies sei auch keine Bedingung für den Verkauf ge-

wesen. Vielleicht aber hatte dies für Bertarelli damals, als er am Tag vor seinem 41. Geburtstag verkaufte, einfach keine Priorität. Schliesslich hatte er es eilig, das Kapitel der Familiengesellschaft Serono in der verflixten dritten Generation zu schliessen, bevor ruchbar werden konnte, dass hinter den beeindruckenden Glasfassaden des drittgrössten Biotech-Unternehmens der Welt geschäftlich nicht alles so rosig aussah. Zum anderen wusste er aus der Geschichte der Serono selber, dass Firmensitze stets zur Disposition stehen, wenn es dem Unternehmen nützt, und so hat es ja auch sein Vater, Fabio Bertarelli, stets gehalten.

Die Geschichte der Serono begann im Jahre 1897, als der aus einer alten piemontesischen Adelsfamilie stammende Arzt und Universitätsprofessor Cesare Serono in Turin das Istituto Farmacologico Serono (IFS) gründete, den Sitz 1906 nach Rom verlegte und damit der spä-

teren Biotech-Firma der Bertarellis ihren Namen gab. Hergestellt und vertrieben wurden hauptsächlich biologische Heilmittel, die sich mit einfachen Methoden aus natürlichen Substanzen gewinnen liessen.

In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts tauchte erstmals ein Bertarelli in der Firma auf – Pietro Bertarelli, Ernestos Grossvater, der sich vom Finanzcontroller zum Generaldirektor der Serono hochdiente. Um die gleiche Zeit wurde sogar der Vatikan auf die Firma des Cesare Serono aufmerksam – durch Papst Pius XII. persönlich, der jahrelang an Erschöpfung und Auszehrung litt, was durch eine damals noch nahezu unbekannte Frischzellenkur behoben werden konnte. Derart sensibilisiert für natürliche Methoden der Krankheitsbehandlung, wies der Papst seinen Neffen Don Giulio Pacelli, der damals bei Serono angestellt war, an, dem Serono-Firmengründer vierzig Prozent seiner Anteile abzukaufen. Kurze Zeit später, nachdem Cesare Serono gestorben war, kontrollierte der Vatikan die Mehrheit an der Firma.

Dank dem Urin italienischer Nonnen

In diesem Biotop, bestehend aus Vatikan, der treibenden operativen Kraft Pietro Bertarellis und der dankbaren Mithilfe der der Kirche zugeneigten Nonnen, entwickelte Serono so etwas wie einen ersten Blockbuster: das auf Fruchtbarkeitshormonen basierende Pergonal, das gegen Infertilität der Frau wirkt. Hormone, welche die weibliche Eibildung stimulieren, finden sich reichlich in einem Abfallstoff, der gewöhnlich achtlos ausgeschieden wird: dem menschlichen Urin und insbesondere demjenigen von Frauen nach der Menopause.

In der Hochphase des Produktionszyklus von Pergonal benötigte Serono-Chef Bertarelli jährlich rund 70 Millionen Liter Frauenurin, und einiges davon akquirierte er in den italienischen Nonnenkonventen. Bereitwillig und kostenlos lieferten die Schwestern ihre Naturalspende im Dienste der Medizin, und dank diesem preiswerten Rohstoff blieben die Produktionskosten für Seronos Pergonal tief. Als in den siebziger Jahren die In-vitro-Fertilisation erfunden wurde, explodierte der Markt für Pergonal, und bei Serono klingelten die Kassen.

Zu dieser Zeit jobbte bei Pietro Bertarelli gelegentlich ein junger Mann als Assistent des Chefs, der später ebenfalls zu einer grossen Nummer bei Serono werden sollte – Fabio Bertarelli, der Sohn. Und er sollte seinem eigenen Sohn Ernesto unternehmerische Prinzipien vorleben. Erstens: Unternehmer sein ist Verpflichtung. «Die Frage ist, ob man Unternehmer oder reich sein will», sagte der Vater einmal, «mein ganzes Leben habe ich mich als Unternehmer betrachtet.» Zweitens: Ein Unternehmer verkauft nicht. «Verkaufen, okay», sagte Fabio Bertarelli ein anderes Mal, «aber mit welchem Ziel?» Drittens: Loyalität



Alle Loyalität der Firma: Vater Fabio Bertarelli.

gebührt der Firma, nicht dem Standort, an dem eine Firma steht. Dass da Flexibilität, ja Opportunismus gefragt sind, beweist Fabio Bertarelli durch den ausgefuchsten Geschäftssinn, den er selber an den Tag legt.

Als Pietro, Ernestos Grossvater, der erste bei Serono aktive Bertarelli, Mitte der sechziger Jahre starb, war die Römer Firma noch im Besitz des Vatikans. Nachfolger wurde der zweite Bertarelli, Ernestos Vater Fabio, und kurze Zeit später schwang sich dieser gar zum Besitzer auf. «Bis heute nicht wirklich geklärt sind die Umstände, unter denen die Serono-Aktien zu Beginn der siebziger Jahre ins Eigentum der Familie Bertarelli übergingen», schrieb die *Bilanz* im Jahre 2006, als der Verkauf an die deutsche Merck unmittelbar bevorstand.

Klar ist nur, dass der sizilianische Finanzmakler und Steueranwalt Michele Sindona die Finger im Spiel hatte, eine dubiose Figur, die dem Vatikan stets zu Diensten war, wenn es darum ging, «delikate Aufgaben» zu lösen, wie der *Spiegel* einmal urteilte. Etwa als der Vatikan beschloss, einen Teil seines Vermögens ins Ausland zu transferieren, war Sindona zur Stelle und gründete für die Abwicklung dieser Deals eine Reihe von Firmenstützpunkten im Ausland. Als Sindonas Finanzimperium 1974 mit lautem Getöse zusammenkrachte, hatte Fabio Bertarelli die Serono-Aktien jedenfalls bereits in seinen Besitz überführt; Ernestos Vater dürfte angesichts der Umstände «recht günstig zu der Firma gekommen sein», kommentierte die *Bilanz*.

«Unternehmer sein als Verpflichtung» – seinen ersten Glaubenssatz hatte Fabio Bertarelli erfüllt. Und den dritten, jenen, der vom Firmensitz handelt, ebenfalls: 1977 transferierte er die Serono-Zentrale nach Genf. Er war es auch, der die ehemalige Sammelstelle für klösterliches Urin in schnellen Schritten zu einem Biotech-Unternehmen umbaute. Nicht mehr Wachstums- oder Fruchtbarkeitshormone aus menschlichen Ausscheidungen waren seit den achtziger Jahren das Rezept für neue Medikamente und den Erfolg von Serono, sondern Eiweissmoleküle, gewonnen aus modernen Bio-

reaktoren mit Hilfe von gentechnisch veränderten Tierzellen. Das Entwicklungslabor dafür befand sich jedoch weit weg von Genf, im israelischen Tel Aviv. Angelockt von staatlichen Subventionen und exzellenten Forschern vor Ort, gründete Fabio Bertarelli dort im Jahre 1978 die Serono-Tochter Interpharm, aus deren Küche der einzige wirkliche Verkaufsschlager von Serono stammt: Rebif, ein so genanntes Beta-Interferon, das sich unter anderem zur Behandlung von Multipler Sklerose (MS) eignet.

Als Fabio Bertarelli 1998 starb, hatte Serono den Schritt zum Biotech-Unternehmen gemacht, und als Nachfolger kam mit Ernesto der dritte Bertarelli. Und der hatte zumindest den dritten Glaubenssatz seines Vaters verinnerlicht, nach dem die Loyalität der Firma nicht einem Standort gilt: Als in Israel staatliche Subventionen für eine neue Fabrik ausblieben, machte Ernesto Bertarelli die Interpharm kurzerhand dicht, transferierte die Aktiva nach Genf, kündigte den Mitarbeitern und liess einen medialen Sturm über sich ergehen.

Cladribin fiel durch

Zehn Jahre lang hielt es Ernesto Bertarelli an der Spitze der Firma aus, bis er gegen den ersten Glaubenssatz seines Vaters versties und die Firma an Merck verkaufte. In dieser Zeit gab es Highlights mit medialer Publicity: als Serono im Jahr 2000 an die New Yorker Börse ging und als Ernesto Bertarelli im Jahr 2003 mit der «Alinghi» den America's Cup gewann und sich im Jahr darauf ein neues, schickes Headquarter am Genfersee leistete. Unternehmerisch segelte Ernesto Bertarelli jedoch keineswegs ähnlich hart am Wind. 2005 gab es in den USA eine 700-Millionen-Dollar-Busse wegen illegaler Verkaufspraktiken. Ein neuartiges MS-Medikament namens Cladribin, welches sich beim Verkauf in Entwicklung befand, ist inzwischen bei der Europäischen Arzneimittelagentur durchgefallen – es hatte Hoffnungen auf die Nachfolge von Rebif als Blockbuster geweckt.

Als Fazit bleibt: Der erste Bertarelli hat sich zum Chef von Serono hochgearbeitet. Der zweite war der Unternehmer, von dessen Schaffenskraft der dritte profitierte. Zumindest so lange, bis dieser die Lust an der Firma verlor und einen Käufer fand, der für ein Erfolgsmedikament, eine nicht eben üppig dotierte Produkte-Pipeline und eine architektonisch imposante Firmenzentrale 16 Milliarden Franken auf den Tisch legte. Dass Merck sich in Europa nicht mehrere Hauptsitze leisten will, ist verständlich. Dass Genf nicht das Rennen machte, muss der Schweiz aus standortpolitischen Gründen zu denken geben. Derweil übt sich Bertarellis Gattin Kirsty fleissig als Pop-Star. Auf ihrer ersten Single, «Don't Say», singt sie geradezu prophetisch: «There are many ways to apologize. Forgive me!» ○

Angriff aus der zweiten Reihe

Keiner hat so viel für die Wirtschaftswissenschaften an der Universität Zürich getan wie Bruno S. Frey. Nach einer kuriosen Affäre ist er von seinen Kollegen abgesägt worden. Jetzt will der Ökonom von Weltruf auch im Ausland weiterforschen. *Von Christoph Landolt und Christian Schnur (Bild)*

Er würde sich selbst locker eine 9 geben. Auf der Glücksskala, die von 1 (sehr unglücklich) bis 10 (total glücklich) reicht und die er immer verwendet, um bei seinen Mitmenschen das Glück zu messen, reiht sich Bruno S. Frey nahe beim Maximalwert ein, immer noch. «Ja, auch jetzt.» Frey lehnt sich im Stuhl zurück, schaut einen mit hellwachen Augen an. Unter dem Schnauz bildet sich ein Lächeln, nicht gerade ein Siegerlächeln, aber doch ein selbstsicheres, das signalisieren soll: Dieser Mann lässt sich nicht beirren.

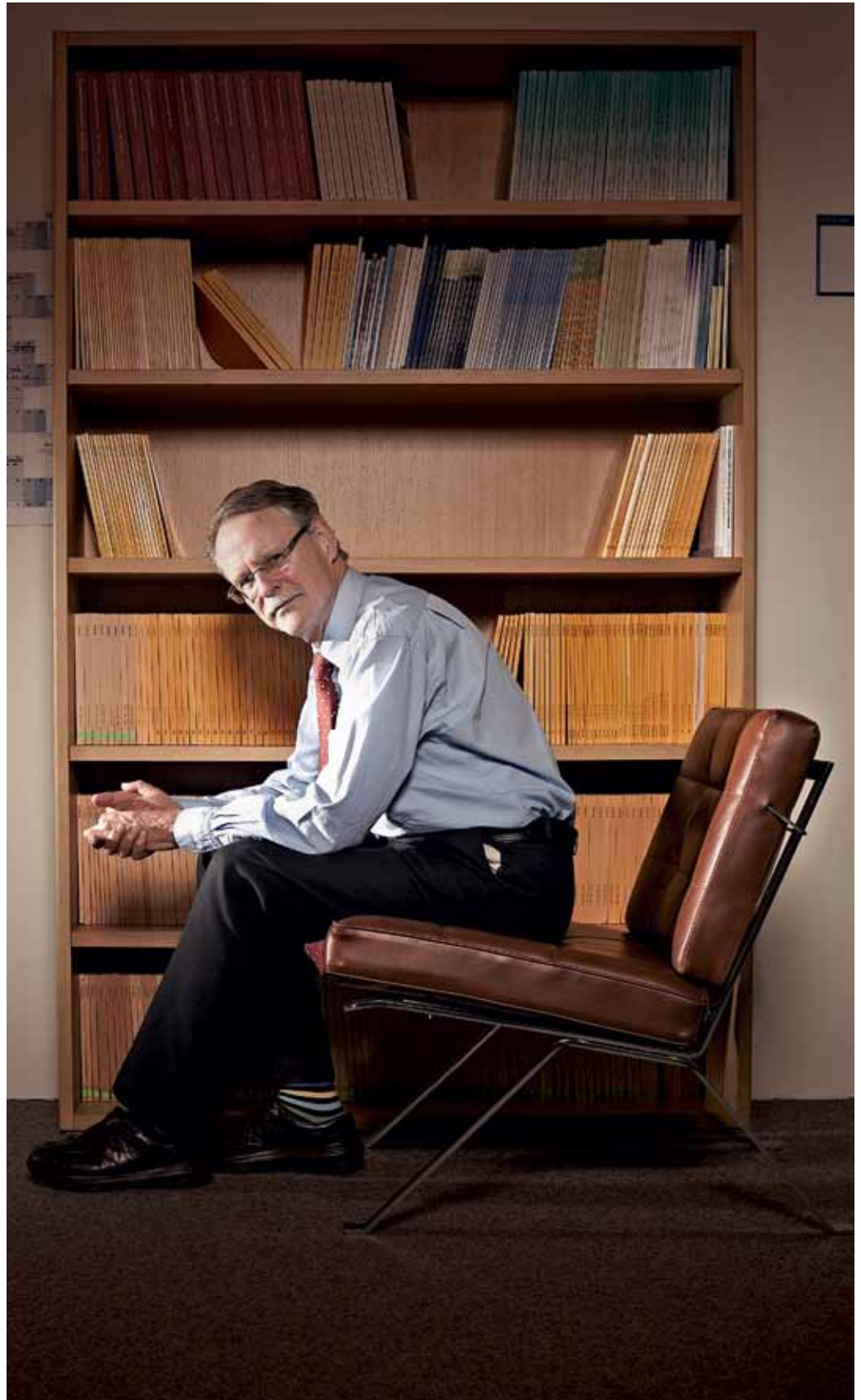
Grund, um in Krisenstimmung zu verfallen, hätte er genug. Frey, der an diesem Freitag 71 wird, gilt als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Ökonomen. Doch seit einem Jahr wird an seinem Ruf gekratzt. Der Vorwurf: Frey habe abgeschrieben, und zwar sich selbst. Der berühmte Forscher sei ein Eigenplagiator.

Anlass dazu war eine statistische Untersuchung, die Frey und zwei Koautoren vor drei Jahren zur Überlebenswahrscheinlichkeit auf der «Titanic» angestellt haben. Sie ergab, dass auf dem sinkenden Schiff keinesfalls der pure Darwinismus ausgebrochen war. Frauen und Kinder wurden zuerst in die Rettungsboote gewiesen. Öfter als die britischen Gentlemen retteten sich die hemdsärmlicheren Yankees. Das *Time Magazine*, die *Frankfurter Allgemeine*, Schweizer Lokalzeitungen – alle berichteten.

Das Forschertrio platzierte in vier verschiedenen Wissenschaftsmagazinen Aufsätze zur «Titanic»-Forschung. Doch dann fiel einem Blogger auf, dass längere Passagen in den Aufsätzen identisch waren. Bald wurde ein «Frey-plag-Wiki» eröffnet, mit dem Ziel, die Veröffentlichungen Freys nach identischen Stellen zu durchkämmen. Von den Blogs fand der Verdacht den Weg ins deutsche *Handelsblatt*. Frey entschuldigte sich bei den Herausgebern der Fachblätter für seinen Lapsus. Während der langen Zeit, die zwischen dem Einreichen der Aufsätze und deren Publikation verstrich, habe er den Überblick verloren und es versäumt, nachträglich noch Querverweise einzufügen, sagt Frey heute. Trotzdem eröffnete die Universität Zürich eine externe Untersuchung. Sie empfahl der Uni, Frey einen Verweis zu geben, aber auf weitere Schritte zu verzichten, da davon auszugehen sei, dass es sich um ein «einmaliges Ereignis» gehandelt habe.

Kollegen richteten

Dann schlug die Stunde der zweiten Garde. Vor drei Wochen hatte die wirtschaftswissen-



Wert 9 auf der Glücksskala: Ökonom Frey.

schaftliche Fakultät darüber zu entscheiden, ob Bruno S. Frey weitere zwei Jahre beschäftigt werden sollte. Bisher war sein Vertrag stets verlängert worden, weil die Uni nicht auf den Starforscher verzichten wollte, der ihr Ruhm und Ranking-Ränge gebracht hatte. Das Institut für Volkswirtschaft, das sich heute lieber Department of Economics nennt, gilt als Top-Adresse im deutschsprachigen Raum und beschäftigt rund 200 Personen, davon 23 Professoren. Gerade eben beschloss die UBS, das Institut mit 100 Millionen Franken zu sponsern – vielleicht auch deshalb, weil dort Aushängeschild Frey wirkt.

Und nun also durften die Kollegen über das Schicksal des weltbekannten Professors bestimmen. In einer geheimen Abstimmung senkten die versammelten Wirtschaftswissenschaftler den Daumen. Dekan Josef Falkinger hielt es nach der Fakultätssitzung nicht für nötig, Frey auch nur über das Urteil zu informieren. Der Professor erfuhr davon aus Blogs. Die Uni versichert, dass die Eigenplagiatsvorwürfe und die Vertragsverlängerung miteinander in keinem Zusammenhang stünden. Bände spricht aber, dass sich von den angefragten Professorenkollegen Freys keiner öffentlich zu den Gründen äussern will. Sie würdigen Freys grossen Verdienste und wollen «nach vorne schauen».

«Das schmerzt natürlich schon», sagt Frey, denn immerhin habe er 35 Jahre lang für die Uni Zürich gearbeitet. «Ich glaube, dass ich die Fakultät ganz entschieden vorangebracht habe.» Auch andere Ökonomen bezeichnen Frey als verantwortlich dafür, dass die Uni Zürich dort steht, wo sie heute steht – ganz an der Spitze. Als Frey, der mit gerade einmal 28 Jahren Professor wurde, einen Ruf der Uni Basel (hier lehrte bereits sein Bruder, der bekannte Makroökonom René L. Frey) ausschlug und stattdessen Zürich den Vorzug gab, war er als Nicht-Zürcher ein Exot. Er kämpfte dafür, dass Lehrstühle nicht mehr unter der Hand an Oberassistenten vergeben, sondern ausgeschrieben werden.

Die Frischluftzufuhr wirkte: Die behäbige Zürcher Uni lockte immer mehr Spitzenleute an. Freys Assistenten gehören heute selbst zu den führenden Ökonomen des Landes, zu ihnen gehören Reiner Eichenberger (Freiburg), Felix Oberholzer-Gee (Harvard) oder Gebhard Kirchgässner (St. Gallen). Weiter hat Frey darauf hingewirkt, dass der Vorarlberger Ernst Fehr 1994 eine Professur erhielt. Mittlerweile gilt Fehr, der mit Computertomografen nach den Gründen für faires Verhalten forscht, als heisser Anwärter auf den Nobelpreis.

Vor allem aber war es Freys eigene Forschung, die den Namen der Universität Zürich in die Welt hinausgetragen hat. Die Liste seiner Beiträge ist so lang, dass Frey sie in seinem Curriculum mit Understatement bloss «zahlreiche Bücher in verschiedenen Sprachen und Publi-

kationen in führenden Fachzeitschriften» nennt. Mit einigen Beiträgen hat er sich unter Kollegen nicht nur Freunde geschaffen. Den Zwang zum Publizieren in Fachmagazinen nannte Frey mehrfach «intellektuelle Prostitution». In mehreren Beiträgen – die zu seinem Erstaunen auch abgedruckt wurden – kritisierte er, dass akademische Karrieren heute nur noch von möglichst exzessivem Publizieren abhängig sind. Weil Forschungsleistung an der Zahl der Publikationen und Zitierungen gemessen werde, verbreite sich in der Wissenschaft Manipulation, schrieb Frey.

Sätze wie dieser werden ihm von seinen Kritikern nun genüsslich vorgehalten. Frey, sonst von vollendeter Höflichkeit, reagiert genervt: «Junge Forscher arbeiten zwei Jahre an einem Artikel, der dann null Beachtung findet. Die grosse Mehrheit aller Artikel wird nämlich kein einziges Mal zitiert.» Originalität und Motivation blieben so auf der Strecke, sagt Frey. «Deshalb schauen heute alle nur auf Daten und Methoden statt auf Inhalte.»

Die grosse Menschheitsfrage

Ihm, dem unermüdlich Fragenden, der von Idee zu Idee hüpfert, bedeuten die Inhalte alles. Lieber als über die jüngsten Vorkommnisse spricht Frey deshalb über seine Forschung. Voller Stolz zeigt der Professor eine gerahmte

Seinen Lebensmittelpunkt will er auf jeden Fall in der Schweiz belassen. Es gefalle ihm hier.

Zeichnung eines Baums, die ihm seine Assistenten einst zum 60. Geburtstag geschenkt haben: Der Stamm ist mit «Rational Choice» beschriftet (eine Theorie, mit der Ökonomen politische Vorgänge erklären wollen). Als junger Professor wies Frey empirisch nach, dass staatliche Eingriffe – anders als von Keynesianern gepredigt – die Wellentäler der Konjunktur nicht einebnen, sondern im Gegenteil wesentlich zum Auf und Ab der Wirtschaft beitragen.

Bald wuchsen dem Karrierebaum Äste. Frey befasste sich mit der Ökonomie der Kunst (Kunstwerke seien schlechte Investments, weil ein Teil der Rendite psychologischer Natur sei), mit der Ökonomie des Terrors (Abschreckung bringe wenig, sinnvoller seien Resozialisierungsmassnahmen) oder mit der Wirkung von Leistungslöhnen (sie könnten kontraproduktiv sein, weil die Eigenmotivation sinkt). Die Glücksforschung ist auf der Baum-Zeichnung erst als kleine Blüte eingezeichnet. Mittlerweile müsste damit der Hauptast beschriftet werden. Denn Bruno S. Frey hat sich als einer der ersten Ökonomen an die grosse Menschheitsfrage gewagt: Wie werden wir glücklich?

Hunderte Zeitungsartikel widmeten sich Freys Forschung: Macht Geld glücklich? (Ja, bis zu einem gewissen Mass.) – Macht Schön-

heit glücklich? (Ja, aber nicht sehr. Andere Faktoren sind wichtiger.) – Warum schauen wir so häufig fern? (Weil der Nutzen des TV-Konsums sofort eintritt, während die Nachteile erst später spürbar werden.) – Warum sind die Schweizer so glücklich mit ihrem Staat? (Wegen der direkten Demokratie, die die Freiheit der Bürger erhöht.) – Warum sind Selbständige glücklicher als Angestellte, die im Schnitt weniger arbeiten und mehr verdienen? (Weil ihnen Autonomie wichtiger ist als der Lohn.) Frey hat die Werkzeuge der Ökonomie auf so viele Themen angewandt, dass seine Werke in der Buchhandlung nicht im Regal Wirtschaftswissenschaft zu finden sind. Sie stehen in der Abteilung Geisteswissenschaften, unter «Gesellschaft». Frey gefällt das gar nicht so schlecht, «auch wenn meine Kollegen das sicher schlimm finden».

Andere leisten sich eine Jacht

Dass man ihm, dem Ökonomen mit dem weiten Fokus, vorwirft, sich selbst zu plagiieren, kann Bruno S. Frey nicht verstehen. «Andere schreiben schliesslich ihr ganzes Leben lang immer wieder über das gleiche Thema.» Die verschiedenen Aspekte einer Arbeit aufzuteilen und zielgruppengerecht an verschiedenen Orten zu platzieren, sei doch kein Verbrechen. «Die vier Wissenschaftsmagazine haben je einen völlig unterschiedlichen Ansatz.»

Aufgeben kommt für Frey nicht in Frage. Er will weiterforschen, in Zürich und an der renommierten britischen University of Warwick, wo der «Distinguished Professor» weiter hochwillkommen ist. Seinen Lebensmittelpunkt will Frey auf jeden Fall in Zürich belassen. «Mir gefällt es in der Schweiz ausgezeichnet.» Das nächste Projekt hat er bereits im Auge, wieder will er Pionierarbeit leisten: Während seine Ökonomenkollegen vor allem an der Wirkung von materiellen Vergütungen forschen, hält ihnen Frey als Alternative nicht-materielle Anreize entgegen – Orden und Auszeichnungen. «Die dynamischsten und erfolgreichsten Unternehmen zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihren Leuten Auszeichnungen vergeben», sagt Frey. Seine Augen funkeln, voller Tatendrang und Neugier.

Der Professor will sein Forschungsteam behalten, auch ohne die Beiträge der Uni. Um die Finanzierung macht er sich keine grossen Sorgen. «Ich steuere eigenes Geld bei und halte viele Vorträge, die eine schöne Summe einbringen», sagt Frey zufrieden. «Andere leisten sich eine Jacht. Ich leiste mir ein Forschungsinstitut.»

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassung von Bruno S. Freys Buch «Glück»; Kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche



Gestählt in den Rettungsaktionen für angeschlagene Banken: Axel Weber, Nachfolger von Kaspar Villiger bei der UBS.

Dickschädel und Meisterdenker

Axel Weber, der frühere Präsident der Deutschen Bundesbank, wird Verwaltungsratsvorsitzender der UBS. Wer ist der neue Mann an der Spitze der Schweizer Grossbank? *Von Christian Siedenbiedel*

In der Zentrale der UBS an der Zürcher Bahnhofstrasse war in den letzten Monaten eine gewisse Nervosität zu spüren. Schliesslich ist es alles andere als eine Routineentscheidung, die an diesem Donnerstag von der Generalversammlung der nach Bilanzsumme grössten privaten Bank der Schweiz zu treffen ist: Axel Weber soll in den Verwaltungsrat gewählt werden – ein Mann, der bis vor einem Jahr Präsident der Bundesbank in Deutschland war. Im Falle seiner Wahl soll Weber den Vorsitz des Gremiums von Kaspar Villiger übernehmen.

Ein aussergewöhnlicher Vorgang, gleich in zweifacher Hinsicht: Auf der einen Seite ist es keinesfalls alltäglich, dass ein Notenbanker auf einen Spitzenposten einer privaten Geschäftsbank wechselt – zumal der Chef einer so herausgehobenen und traditionsreichen Einrichtung wie der Deutschen Bundesbank. Er kommt gleichsam von einer Institution, die Risiken im Bankensektor zu bekämpfen hat,

zu einer Institution, deren Aufgabe nichts anderes ist als das Eingehen von Risiken. Zum anderen wechselt Weber als prominenter Vertreter der politischen Klasse aus Deutschland in einem Moment in die Schweiz, in dem gerade das Verhältnis des Schweizer Finanzsektors zu Deutschland – gelinde gesagt – ein wenig angespannt ist.

Falke der Ordnungspolitik

Wer also ist Axel Weber und was bewegt ihn? Geboren am 8. März 1957 als Lehrersohn in einem 5000-Seelen-Dorf in der Pfalz, machte er eine Musterkarriere, zunächst im deutschen Wissenschaftsbetrieb, dann in der Geldpolitik. Mit 30 Jahren promoviert, mit 37 ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre, mit 47 Bundesbank-Präsident. Dann kam der spektakuläre Bruch: Als alle schon erwarteten, Weber werde «Mister Euro», Nachfolger von Jean-Claude Trichet als Präsident der Euro-

päischen Zentralbank (EZB), da warf Weber die Brocken hin.

Grund für Webers Rücktritt war ein Streit in der EZB. Es ging um die Frage, ob die Notenbank als Rettungsmassnahme in der Euro-Krise Anleihen notleidender Euro-Staaten aufkaufen soll. Weber hielt das (wie viele in Wissenschaft und Bevölkerung) für grundverkehrt und warnte, die Massnahme könnte Inflation nach sich ziehen. Weber setzte sich allerdings nicht durch – und trat zum 30. April 2011 von seinem Amt zurück. Seither hat Weber die Zeit mit einer Gastprofessur in Chicago überbrückt – und, bereits seit Februar, als Berater der UBS.

Ordnungspolitisch hat Weber sich als Bundesbank-Chef den Ruf eines «Falken» erworben: So nennen die Geldpolitik-Experten jemanden, der eher für hohe als für niedrige Zinsen eintritt und die Geldwertstabilität bei der Geldpolitik in den Vordergrund stellt. Ob-

wohl es ursprünglich der sozialdemokratische Bundeskanzler Gerhard Schröder gewesen war, der ihn seinerzeit zum Bundesbank-Präsidenten nominiert hatte, sicherte sich Weber – bis zu seinem plötzlichen Rücktritt – auch das Vertrauen von CDU und Bundeskanzlerin Angela Merkel.

In der Euro-Krise plädierte Weber für die Unabhängigkeit der Notenbank. Er sprach sich nicht gegen Hilfe für überschuldete Euro-Staaten aus. Aber wenn, seien dafür «einzig die Parlamente und die Regierungen zuständig», sagte Weber der Wochenzeitung *Die Zeit*. Damit erteilte er – ohne die Namen zu nennen – sowohl der Politik des *quantitative easing* (geldpolitische Lockerung) des amerikanischen Notenbank-Chefs Ben Bernanke als auch den Anleihenkäufen der EZB eine Absage. «Wenn sich immer gleich die Zentralbank bewegt, wird sich die Politik nicht bewegen.»

Intellektuelle Brillanz

Auf Vorträgen fasziniert Weber seine Zuhörer regelmässig mit analytischer Brillanz. Weggefährten aus der Bundesbank schildern ihn gleichwohl auch als Eigenbrötler, der den professoralen Habitus nie ganz abgelegt hat. Beifall des Fachpublikums sei ihm wichtiger als breite Zustimmung. Wichtige Entscheidungen trifft er allein. Und vor allem: Diplomatie, die in der Schweiz so geschätzte Kunst der leisen Töne, ist seine Sache nicht.

Spannend ist deshalb, wie sich das Naturell Axel Webers mit dem seines neuen Sparringspartners, des UBS-Chefs Sergio Ermotti, vertragen wird. Der 51-jährige Tessiner ist schliesslich Investmentbanker aus Überzeugung. «Im Investmentbanking habe ich meine Leidenschaft entdeckt», sagte er kürzlich der *Sonntagszeitung*. An Selbstbewusstsein mangelt es Ermotti so wenig wie Weber, und er macht kein Geheimnis daraus, dass er hohe Gehälter im Bankgeschäft nicht für verwerflich hält. Wie wird ein solches Kind des globalen Investmentbankings harmonieren mit Weber, dem früheren deutschen Wirtschaftsprofessor, der sich mit Prinzipientreue und einer gewissen, für seine Heimatregion Pfalz angeblich typischen Sturheit einen Namen gemacht hat?

Ackermanns Lob

Dass Weber kein Diplomat ist, merkte man bei der Bundesbank schon 2009 im Umgang mit seinem rebellischen Vorstandsmitglied Thilo Sarrazin. Der Mann hatte es gewagt, sich ohne Absprache mit seinem Chef Weber in einem Interview öffentlich über Zuwanderung und Integration in Deutschland auszulassen. Seine provozierenden Thesen über «Kopftuchmädchen» sorgten für viel Aufsehen. Weber war in der schwierigen Situation, wie er mit dieser Eigenmächtigkeit umgehen sollte – zumal die Bundesbank als Institution politisch tunlichst neutral zu bleiben hatte. Statt einfach zu

sagen, Sarrazin äussere mit seinen Thesen ausschliesslich seine Privatmeinung, versuchte Weber, ihn zum Schweigen zu bringen – und hatte auf einmal das Land gegen sich.

Genau das Eckige und Kantige an Weber jedoch schätzt einer seiner grössten Unterstützer: Josef Ackermann, der scheidende Chef der Deutschen Bank. Er hatte Weber in den langen Nächten der Rettungsaktionen für angeschlagene Banken in der Finanzkrise näher kennengelernt. Und machte kein Hehl daraus, dass er sich Weber als Nachfolger wünschte.

Aus dem Chefposten der Deutschen Bank für Weber wurde nichts: Im internen Machtgefüge setzten sich der Investmentbanker Anshu Jain und der Chef des Deutschland-Geschäfts, Jürgen Fitschen, durch – sie bilden künftig eine Doppelspitze.

Immerhin aber hilft Ackermann Weber noch, sich ein Netzwerk in der Schweiz aufzubauen. In Deutschland hatte der Bundesbank-Präsident sich auf ein raffiniertes Beziehungsgeflecht verlassen können, das zum Teil noch aus seiner Zeit als Wirtschaftsprofessor in Bonn stammte. Jens Weidmann etwa hatte bei Weber studiert, der frühere Wirtschaftsberater von Bundeskanzlerin Angela Merkel, inzwischen Webers Nachfolger bei der Bundesbank. Auch Jörg Asmussen gehört zu Webers Schülern, früher Staatssekretär im deutschen Finanzministerium, jetzt Mitglied des EZB-Direktoriums.

Eine Unterstützerin hat sich Weber in die Schweiz mitgebracht: Beatrice Weder di Mauro, bis Ende Februar Mitglied im Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung («fünf Weisse») in Deutschland, der die Bundesregierung berät. Sie soll auf Webers Anregung hin mit ihm zusammen in den Verwaltungsrat der UBS gewählt werden. Die schweizerisch-italienische Doppelbürgerin galt in Deutschland als eine der tüchtigsten Ökonominen des Landes.

Sympathien für die Schweiz

Weber selbst hat gesagt, er freue sich auf die Tätigkeit bei der UBS. Er sehe auch keine Probleme dabei, vom Notenbanker zum Grossbanker zu werden. «Als ich zur Bundesbank kam, wurde ich auch gefragt, ob ein Ökonomieprofessor ein komplexes Institut mit so vielen Mitarbeitern führen könne», sagte Weber der *NZZ* im Interview. «Das hat sich dann allerdings schnell gelegt.» Der Verwaltungsrat der UBS und vor allem Kaspar Villiger habe ihm von Anfang an grosses Vertrauen entgegengebracht. «Er suchte jemanden mit meinem Profil. Zumal strategische Fragen in einer Bank stark vom regulatorischen Umfeld und von geldpolitischen Fragen abhängen.»

Für die Schweiz ist Weber ohnehin voll des Lobs: «Die Schweiz ist ein Land mit hoher Stabilität, langfristigem Denken, konservativem Wertesystem, aber gleichzeitig weltoffen,

was meiner eigenen Lebensphilosophie sehr stark entspricht.» Er freue sich darauf, mit seiner Familie in diesem schönen Land zu wohnen. Die neuen, strengeren Regeln für Banken in der Schweiz sieht Weber nach eigenen Angaben nicht als Handicap, sondern als Stärke: «Die Kapitalanforderungen stehen nicht im Widerspruch zu einer vernünftigen Ausrichtung des Investmentbankings und des Vermögensmanagements.»

Bedeutender Lohnsprung

Leicht wird der neue Job für Weber bei der UBS auf jeden Fall nicht. Zumal sich offenbar nicht alle freuen, dass er kommt. So machte die Anleger-Stiftung Ethos schon vor Webers Amtsantritt gegen sein Gehalt Stimmung. Die Stiftung, die für 130 Pensionsfonds mit gut einer Million Versicherten spricht und gern auf Generalversammlungen auftritt, kritisierte das «Willkommenspaket» für Weber: Die UBS habe dem früheren Bundesbank-Präsidenten zum Amtsantritt zwei Millionen Franken versprochen – sowie zusätzlich zwei Millionen Franken Jahresgehalt. Zum Vergleich: Bei der Bundesbank hatte Weber umgerechnet rund 470 000 Franken im Jahr verdient.

Oswald Grübel, der frühere Chef der UBS, hatte sich unlängst in einer Ansprache skeptisch geäussert, ob es wohl gutgehe, wenn eine Bank sowohl einen starken Vorstandschef als auch einen Verwaltungsratspräsidenten mit Gestaltungswillen habe: «Der CEO muss die volle Verantwortung haben und kann sie nicht mit dem Verwaltungsratspräsidenten teilen.»

Verwaltungsratspräsident Villiger hingegen hatte Weber bescheinigt, in den vorbereiteten Gesprächen mit Kunden und Mitarbeitern «lernbegierig» und «gar nicht rechthaberisch» aufgetreten zu sein.

Die Liste der Herausforderungen, die bei der UBS zu bewältigen sind, ist stattlich – und bietet jede Menge Möglichkeiten zur Kontroverse. Das Investmentbanking, mit dem die Bank einst Goldman Sachs als mächtigste Investmentbank der Erde vom Thron stossen wollte, ist erheblich zusammengestrichen worden. Aber es ist unklar, ob das reicht. Und die Vermögensverwaltung, bis vor kurzem die grösste der Welt, leidet unter den Skandalen der Bank vom Desaster im Subprime-Dschungel bis zum Debakel um den Londoner UBS-Händler Kweku Adoboli, der 2,3 Milliarden Dollar verzockt haben soll, ohne dass die Bank es merkte. Auch der Steuerstreit mit Amerika war für die Bank in hohem Masse abträglich. Was die UBS jetzt braucht, ist eine Vision: Wer ist sie? Womit will sie Geld verdienen? Eine grosse Herausforderung für Ermotti und Weber, die ihre Bank in einem sich rasant verändernden Markt voranbringen müssen.

Christian Siedenbiedel ist Redaktor der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*.

Warlord, Bestie, CIA-Agent

Liberias ehemaliger Präsident Charles Taylor ist in Den Haag verurteilt worden – aber nicht für seine Hauptverbrechen. Ungeklärt bleibt vor allem die Rolle der USA, die den Aufstieg des Massenmörders überhaupt ermöglichten. *Von Kurt Pelda*



Charisma eines Hollywood-Schauspielers: Kriegsverbrecher Taylor, 2003 als Präsident Liberias in Monrovia.

Zum ersten Mal seit den Nürnberger Prozessen hat ein internationales Gericht einen ehemaligen Staatschef verurteilt. In Den Haag wurde der Warlord und frühere Präsident des westafrikanischen Staats Liberia, Charles Taylor, wegen Beihilfe zu Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gesprochen.

Das von der Uno unterstützte Sondertribunal für Sierra Leone sah es als erwiesen an, dass Taylor mitverantwortlich war für Morde, Vergewaltigungen und Zwangsrekrutierung von Kindersoldaten. All diese Verbrechen hat der 1948 geborene Taylor nicht etwa in seinem Geburts- und Heimatland begangen, sondern im kleinen Nachbarstaat Sierra Leone. Dort tobte zwischen 1991 und 2002 ein brutaler Bürgerkrieg, der nach manchen Schätzungen mehr als 50 000 Todesopfer gefordert hat.

Von Taylor unterstützt, wütete die Terrortruppe Revolutionary United Front (RUF) in Sierra Leone, nicht zuletzt um die Diamantenfelder des Landes unter ihre Kontrolle zu bringen. Mit Diamanten bezahlte die RUF Taylor für die Waffen, die dieser der Guerilla zukommen liess. Taylors Motiv war also in erster Linie Geldgier. Dabei störte es ihn nicht, dass die RUF es zu ihrem Markenzeichen machte, ihren wehrlosen Opfern Arme oder Beine mit Buschmessern oder Äxten abzuhacken.

Bluttat unter dem Mangobaum

Als Taylor 2006 in Nigeria verhaftet und anschliessend nach Sierra Leone ausgeliefert wurde, reiste ich in die sierra-leonische Hauptstadt Freetown. Taylor bekam ich dort zwar nicht zu Gesicht, dafür aber zum Beispiel den 32-jährigen Abubakar Kargbo. Der Mann

konnte sich noch genau erinnern, wie er seine beiden Hände verlor. «Sechs Rebellen der RUF kamen in unser Haus in Freetown. Meine Familie konnte noch rechtzeitig flüchten, mich jedoch zerrten sie hinaus unter den Mangobaum. Und dort hackten sie mir beide Unter-

Laut dem Vize-Präsidenten waren alle Mitglieder von Taylors Garde Menschenfresser.

arme ab.» Jetzt könne er einmal versuchen, seinem Präsidenten die Hand zu schütteln, sagten die RUF-Kämpfer lachend und fügten hinzu: «Nun wirst du auch nie mehr wählen gehen.» Dann liessen sie ihn liegen. Eine Intervention westafrikanischer Friedenstruppen drängte die RUF nach deren anfänglichen Erfolgen zurück. Die Rebellen reorganisierten

sich aber und standen schon bald wieder vor Freetown. Daraufhin heuerte die Regierung 1995 Söldner des berühmten südafrikanischen Unternehmens Executive Outcomes an. Sie machten aus der RUF in kurzer Zeit Kleinholz und eroberten die Diamantenfelder zurück.

1997 wurde Taylor in Liberia mit grosser Mehrheit zum Präsidenten gewählt, weil er gedroht hatte, den Bürgerkrieg wieder aufzulassen, wenn er den Urnengang nicht gewänne. Mit dem Warlord an der Staatsspitze ging es mit der RUF im Nachbarland schnell wieder bergauf. Hocharrangige RUF-Kommandanten waren Stammgäste in Hotels in Monrovia, der Hauptstadt Liberias, und gingen bei Taylor ein und aus. 1999 schickte die Uno eine Friedenstruppe nach Sierra

Mit Gaddafis Geld und Waffen entfesselte der Liberianer den ersten Bürgerkrieg in seinem Land.

Leone, die mit mehr als 17 000 Soldaten weltweit die grösste Formation dieser Art wurde. Trotz der beeindruckenden Stärke und Ausrüstung der Uno-Soldaten schlug die RUF den Blauhelmen immer wieder ein Schnippchen und nahm in einem Fall sogar mehrere hundert von ihnen als Geiseln. Tony Blair, damals Premierminister Grossbritanniens, sandte deshalb 1200 britische Elitesoldaten nach Freetown. Was dem Papiertiger Uno nicht gelang, schaffte die kleine Truppe innerhalb von wenigen Tagen. Die RUF wurde vernichtend geschlagen. Die Regierungsarmee nahm den Rebellenchef und Taylor-Vertrauten Foday Sankoh gefangen, und der blutige Spuk hatte schon bald ein Ende.

Zeit der Kannibalen

Sankoh, vom Sondertribunal für Sierra Leone ebenfalls angeklagt, starb später in Haft, ohne verurteilt worden zu sein. Das Gericht begann auch gegen Taylor als Hintermann der RUF zu ermitteln. Das bewog den gewieften Warlord, einen der potenziell wichtigsten Belastungszeugen, den berühmten RUF-Kommandanten Sam Bockarie, aus dem Weg räumen zu lassen. Bockarie war wahrscheinlich Taylors wichtigster Kontakt in Sierra Leone. Hätte er in Den Haag gegen seinen früheren Mentor ausgesagt, wäre es der Anklage sicher viel leichter gefallen, Taylors Verwicklungen in Sierra Leone zu beweisen.

Das Sondergericht, das Taylors Prozess aus Sicherheitsgründen von Freetown nach Den Haag auslagerte, hat nur das Mandat, Verbrechen zu ahnden, die in Sierra Leone begangen wurden. Ein vergleichbares Tribunal wurde für Liberia nie eingerichtet. Unter internationalem Druck – vor allem aus den USA – und wegen des Vormarschs von liberianischen Re-

bellen trat Taylor 2003 als Präsident zurück und floh nach Nigeria. Seine Truppen beherrschten zu dieser Zeit nicht viel mehr als Teile der Hauptstadt Monrovia. Als ich Liberia kurz vor Taylors Flucht besuchte, war die malerisch am Strand gelegene Hauptstadt nur noch ein Schatten ihrer selbst – ohne Strom- und Wasserversorgung.

Die Politiker, die nach Taylor das Zepter führten, liessen die Verbrechen des Bürgerkriegs aus Angst vor dem Übervater des Terrors nie ernsthaft aufarbeiten. Es wurde zwar eine Wahrheits- und Versöhnungskommission eingerichtet, die in ihren Berichten schockierende Bluttaten dokumentierte – oft aber, ohne die Verantwortlichen beim Namen zu nennen. So gehörte es laut dieser Kommission zu den Gepflogenheiten der liberianischen Kriegführung, mit Blut von Kindern Suppen zu kochen und Kinderherzen aufzuessen. Kinder seien ausserdem gezwungen worden, Menschenfleisch zu verzehren. Selbst amtierende Präsidenten seien Menschenfresser gewesen, heisst es im Abschlussbericht. Tatsächlich unterschied sich der liberianische Bürgerkrieg von den meisten anderen Konflikten vor allem durch den weitverbreiteten Kannibalismus. Im Den Haager Prozess sagten Zeugen aus, dass auch der baptistische Laienprediger Taylor dem Kannibalismus gefrönt habe. Laut seinem Vizepräsidenten Moses Blah waren zum Beispiel sämtliche Mitglieder der Präsidentengarde Menschenfresser. Ein anderer Belastungszeuge will mit Taylor zusammen Menschenherzen gegessen haben, und Taylor habe ihm auch befohlen, Schwangeren den Bauch aufzuschlitzen und die ungeborenen Babys herauszureissen.

Wie die Amerikaner Taylor halfen

Gezüchtet haben die Bestie zwei unwahrscheinliche Verbündete: die USA und Libyens Diktator Gaddafi. Liberia wurde mit Hilfe der USA von freigelassenen schwarzen Sklaven gegründet. Bis 1980, als eine Gruppe Soldaten und Unteroffiziere dem damaligen Präsidenten Tolbert eine Kugel in den Kopf schossen, wurde das Land von Americo-Liberians, den Nachkommen der Sklaven, regiert. Danach wurde der afrikanischstämmige Master Sergeant Samuel Doe Staatschef, und Taylor, der in den USA Wirtschaft studiert hatte, erhielt einen wichtigen Regierungsposten. Sich fremdes Eigentum anzueignen, gehörte aber schon damals zu den herausragenden Eigenschaften des Emporkömmlings, und so musste dieser wegen Veruntreuungsvorwürfen schon bald nach Amerika flüchten. Dort wurde er in Auslieferungshaft gesetzt, und zwar im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses von Plymouth, Massachusetts.

Je mehr sich Master Sergeant Doe zu einem blutrünstigen Potentaten entwickelte, desto weniger Freude hatten die Amerikaner an

«ihrem» Liberia. Die CIA wollte Doe von der Macht entfernen, und so kam es, dass Taylor in der Nacht des 15. September 1985 unvermittelt die Schlüssel eines Wärters klirren hörte. Die Zellentür wurde aufgesperrt, und man brachte ihn aus dem Hochsicherheitstrakt in einen weniger gut bewachten Teil des Gefängnisses. Dort konnte sich Taylor zusammen mit vier anderen Häftlingen an zusammengeknoteten Bettlaken abseilen. Draussen wartete ein Wagen mit zwei Männern, die der Ausbrecher für Agenten der US-Regierung hielt. Sie brachten ihn nach New York, wo seine Frau mit Geld auf ihn wartete.

Die vier anderen Flüchtigen wurden kurz darauf gefasst, doch Taylor konnte unbehelligt nach Afrika zurückkehren. Dort rekrutierte er nach eigenen Angaben 168 Männer und



Kriegsopfer: Mädchen in Sierra Leone.

Frauen für seine künftige Rebellenarmee, mit der er Doe stürzen wollte. Trainiert wurden er und seine Truppe in einem libyschen «Zentrum der Weltrevolution», wo Taylor auch auf Foday Sankoh, den späteren RUF-Chef, stiess. Mit Gaddafis Geld und Waffen entfesselte der Liberianer an Weihnachten 1989 den ersten Bürgerkrieg in seinem Land.

Anfang 2012, 22 Jahre später, bestätigte die Defense Intelligence Agency (DIA), der militärische Geheimdienst des Pentagons, aufgrund einer Anfrage, die der *Boston Globe* gestellt hatte, dass Taylor in den achtziger Jahren für die DIA und die CIA gearbeitet habe. Weitere Details wurden aus «Gründen der nationalen Sicherheit» zurückgehalten. Unklar bleibt vor allem, wann genau die US-Dienste ihre Zusammenarbeit mit dem Warlord beendeten und welche Mitschuld sie an Taylors Verbrechen allenfalls tragen. ○

Pepsi-Bomben und Steinschleudern

Die Lage der syrischen Opposition ist verzweifelt. Demonstrationen allein werden das Regime nicht in die Knie zwingen. Dem Widerstand fehlen Waffen. Die Rebellen kämpfen mit selbstgebastelten Bomben und Wurfmaschinen. Unterwegs in der Kriegszone. *Von Kurt Pelda und Nathan Beck (Bilder)*

«Du bist mein Verwandter, aber wenn du nicht bald die Seite wechselst, werden wir dich töten», sagt der Beifahrer in sein Mobiltelefon. Wir sind in einem Auto unterwegs entlang der türkisch-syrischen Grenze.

Der Beifahrer ist ein älterer Syrer mit kurz gestutztem grauweissem Bart. Die Strasse befindet sich noch auf türkischem Boden, doch der Mann hat Empfang auf einem syrischen Mobilfunknetz. Seine Drohungen stösst er gegen einen Cousin auf der anderen Seite der Grenze aus. Der ist Offizier in der Armee von Baschar Assad, dem syrischen Präsidenten. Eigentlich schlage sein Herz für den Widerstand, sagt der Beifahrer über seinen Verwandten, doch habe er Angst, die Konsequenzen zu ziehen und zur Freien Syrischen Armee (FSA), dem bewaffneten Arm der Opposition, überzulaufen. Wie dem Cousin ergehe es vielen Armeeingehörigen. Wenn sie desertierten, brächen sie alle Brücken ab und gefährdeten ihre zurückbleibenden Verwandten. Syrien ist ein gespaltenes Land, die Risse in der Gesellschaft verlaufen nicht nur entlang ethnischer und religiöser Trennlinien, sondern manchmal mitten durch Familien.

Das Auto bewegt sich in einem weiten Tal. Links liegen Schneeberge auf türkischem Gebiet, während sich die Hügel zur Rechten zum Teil schon in Syrien befinden. Am Talgrund wird intensiv Landwirtschaft betrieben. Der Weizen auf den Feldern steht kniehoch. Nebenan erstrecken sich Obstplantagen und Olivenhaine. Ein Kleinlaster kommt uns entgegen, er bringt Erdbeeren zum Markt. Ein Stützpunkt der Armee direkt neben der Strasse erinnert daran, dass auch die Türkei ein Problem mit Aufständischen hat. Der Berg zur Linken mit seinem lichten Nadelwald bietet Separatisten der kurdischen Arbeiterpartei PKK Unterschlupf. Kämpfer und Nachschub kommen von drüben, auf Schleichpfaden aus Syrien. Darum hat die türkische Armee die Grenze zum Nachbarland mit Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen abgesichert.

Idylle mitten im Kriegsgebiet

Was für die PKK-Guerilla als Hindernis gedacht ist, stellt sich auch unserer Reise nach Syrien in den Weg. Am vereinbarten Treffpunkt, einer Bushaltestelle, warten zwei Männer. Schnell wird das Gepäck in einen bereitstehenden Wagen umgeladen, und kurz darauf rasen wir davon. Nach wenigen Minuten biegt der Fahrer in einen rotbraunen Feldweg ein. Ein bärtiger Mann mit einem Handfunkgerät

kommt uns entgegen. Das Auto hält, und nun geht es zu Fuss weiter. Jeder schultert ein Gepäckstück. Wir steigen über zwei rostige, niedergetretene Stacheldrahtzäune, und dann kommt das eigentliche Hindernis, zwei hohe Verhaue mit Rasierklingendraht, zwischen denen eine Schotterpiste verläuft.

Die Rebellen stehen im Kontakt mit den türkischen Grenzsoldaten, die für ein paar Minuten angestrengt in die andere Richtung blicken. Die Armee versucht allerdings sicherzustellen, dass die FSA keine Waffen nach Syrien schmuggelt. Zivilpersonen und Flüchtlinge können zu bestimmten Zeiten und begleitet von Vertrauensleuten mehr oder weniger ungehindert passieren.

Mit Sandsäcken haben die Männer der FSA die Drahtrollen etwas auseinandergedrückt, so dass im Zaun ein Loch entstanden ist. Rasch schieben wir das Gepäck durch die Öffnung und kriechen hinterher. Auf der anderen Seite wartet eine Gruppe Männer in Zivil, ebenfalls mit Funkgeräten. Sie heissen uns in Syrien

Rasch schieben wir das Gepäck durch die Öffnung im Zaun und kriechen hinterher.

willkommen und breiten im Schatten eines Olivenbaums eine Decke zum Sitzen aus. Die nächsten Wachtürme der Türken sind nur wenige hundert Meter entfernt. Unsere Reisetaschen haben offenbar die Neugier der Grenzwächter geweckt. In einem Radpanzer preschen Soldaten auf der Schotterpiste heran, um nach dem Rechten zu sehen. Die FSA-Leute wechseln ein paar Worte mit den Türken, dann braust der Panzer wieder davon.

Es dauert nicht lange, bis von der syrischen Seite her ein klappriger Personenwagen auftaucht. Wieder folgt eine Begrüssung. Diesmal ist auch ein Übersetzer dabei, in einem rot-schwarzen Trainingsanzug von Adidas. Der 28-jährige Anwar Muhammad erklärt, er werde uns in die nahe liegende Stadt Asas bringen. Wir benützen Schleichwege und Nebenstrassen, um den Kontrollposten der syrischen Armee und der berüchtigten Schabiha-Miliz auszuweichen. Farbige gekleidete Frauen mit Kopftüchern jäten die Felder. Ihre Männer sind mit den tuckernden Motoren von Pumpen zur Bewässerung beschäftigt. Das Land in der Ebene nördlich von Aleppo, Syriens grösster Stadt, ist fruchtbar. Keine Scholle Erde wird

verschwendet, überall erstrecken sich Äcker mit Weizen, Saubohnen, Kichererbsen und Gemüse sowie Haine voller Oliven- und Kirschbäume. Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass dieser idyllische Flecken mitten in einem Kriegsgebiet liegt. Im Kontrast zur intensiven Landwirtschaft steht die Armut der Bewohner. Die Bauern beklagen sich zum Beispiel über die tiefen Abnahmepreise, die ihnen die staatliche Vermarktungsorganisation für Weizen, Syriens wichtigstes Agrarprodukt, bezahlt.

Brutales Folter-Video

Im Moment gilt im ganzen Land eine Waffenruhe, sie ist Teil des Friedensplans des Uno-Sondergesandten Kofi Annan. Dem Plan hat Damaskus nur widerstrebend und unter internationalem Druck zugestimmt. Überwacht wird der Waffenstillstand mehr schlecht als recht von einer Handvoll Uno-Beobachtern, deren Zahl über die kommenden Wochen tröpfchenweise bis auf 300 zunehmen soll – für ein Land, das mehr als viermal so gross ist wie die Schweiz. Im Nordwesten, nahe der türkischen Grenze, hält die Waffenruhe zwar grösstenteils, doch in Asas zum Beispiel, einer Stadt mit rund 60 000 Einwohnern, besetzt die Armee entgegen dem Friedensplan immer noch die nördlichen Viertel.

Der Waffenstillstand ist allerdings nur einer von sechs Punkten im Annan-Plan. So müsste das Regime auch die Freilassung der politischen Gefangenen beschleunigen, den Hilfsorganisationen Zugang zur notleidenden Bevölkerung ermöglichen und Journalisten die Einreise gestatten. Das meiste davon bleibt vorerst Wunschdenken, denn sonst müssten sich ausländische Berichterstatter wohl kaum über die grüne Grenze ins Land einschleichen. Bei aller Skepsis gegenüber Assads Absichten geben die Aktivisten in Asas aber zu, dass der internationale Druck rund um den Uno-Friedensplan zumindest ihrer Region eine Atempause gewährt hat. Auf den Strassen der Stadt sind noch frische Spuren von Kettenpanzern sichtbar, und die Bewohner versichern, dass Truppen und Milizen die Viertel noch vor wenigen Tagen nach Oppositionellen durchkämmt und Scharfschützen auf alles geschossen hätten, was sich bewegte.

Anwar bringt uns in ein konspiratives Haus, eine Art geheimes Zentrum der Aktivisten. Aus Angst vor den Sicherheitskräften wechseln die jungen Männer, die Demonstrationen organisieren und Menschenrechtsverletzungen dokumentieren, regelmässig den Schlafplatz. >>>



Unberechenbare Waffenruhe: Ein Rebell hält in der nordwestsyrischen Stadt Asas Wache.



Gefilmt und ins Internet gestellt: Anti-Assad-Proteste in Asas.



Das Heft in der Hand: von Soldaten geplündertes und angezündetes Geschäft in der syrischen Ortschaft Tal Rifaat.



Etwa zehn Sekunden Zeit: Widerstandskämpfer Hakim.



Auffällig elegant: der verummte Bombenbauer Ahmed.



«Nicht aufs eigene Volk schiessen»: Märtyrerfriedhof in Tal Rifaat.

Niemand ist so naiv, zu glauben, dass der Friedensplan und die Uno-Beobachter die friedlichen Aktivisten vor dem Zugriff durch die Schergen und Folterknechte des Regimes schützen würden. Die Männer, alle wie Anwar zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt, wissen genau, dass ihnen im Fall der Festnahme ein langsamer und qualvoller Tod droht. Auf einem Laptop spielen sie einen Videoclip ab, den offenbar ein Assad-Anhänger von einem jungen Gefangenen mit verbundenen Augen aufgenommen hat.

Der Mann ist barfuss und steht verloren in einem Raum, zusammen mit drei ebenso jungen Schergen, von denen einer eine Kapuzenjacke trägt. «Soso, du willst also frei sein», sagen die Folterknechte und beginnen den Mann mit Ohrfeigen zu traktieren – immer auf dieselbe Stelle. «Bitte hört auf», ruft der mutmassliche Aktivist. Doch die Männer hören nicht auf. Zuerst stellen sie sich für die Kamera neben den Gepeinigten und umarmen ihn, als ob sie dickste Freunde wären. Dann muss sich der Gefangene an die Wand stellen und ein Bein so heben, dass die Folterknechte mit einem Stück Gartenschlauch, einem Draht und einer Eisenstange auf die Fusssohlen einschlagen können. Auch hier bemühen sich die Peiniger, immer dieselbe Stelle zu treffen. Der Mann beginnt zu wimmern.

Später dreschen die Schergen zu zweit mit langen Schlauchstücken rhythmisch auf den Rücken des Gefolterten. Sie haben offensichtlich Übung, denn sie holen mit dem geringstmöglichen Kraftaufwand ein Maximum an Schmerzen heraus. Der Kameramann verlässt nun den Raum, doch das Mikrofon registriert weiter die Schreie des Gefangenen. Die Fortsetzung und wahrscheinliche Verschärfung der Folter bleiben dem Zuschauer erspart, nicht aber dem unglücklichen Aktivisten.

Ahmed, der Bombenbauer

Am Abend bekommen die Aktivisten im konspirativen Haus Besuch. Es ist Ahmed Abu Rakaan, ein 27-jähriger ehemaliger Geografiestudent. Er trägt ein blaukariertes Hemd und eine dunkelblaue Hose, auffällig elegante Kleidung im Vergleich mit den Trainingsanzügen der anderen Konspirateure.

Auch Ahmed hat einen Laptop dabei. Über die Internetverbindung, welche die Aktivisten an den syrischen Überwachern vorbei eingerichtet haben, lädt er sich ein Video herunter. Zwei amerikanische Sprengstoffexperten zeigen, wie man mit Hilfe eines Kegels eine sogenannte Hohlladung bastelt, mit der sich auch dicke Stahlplatten durchschlagen lassen. Ahmed ist nicht nur von der Sprengtechnik fasziniert, sondern auch vom Gerät, das die Hohlladung über eine Distanz von ein paar Dutzend Metern zielgenau auf die Stahlplatte abschießt. Ahmed hat schon seit längerem Erfahrung im Bau von Raketen, doch seit drei Monaten baut er für die FSA auch Bomben, von der Handgranate bis hin zu Ladungen mit

sieben bis acht Kilogramm Sprengstoff zur Zerstörung von Panzern.

Eine seiner Bomben habe einen Schützenpanzer der Regierungsarmee zerstört, sagt er nicht ohne Stolz. Weil den Rebellen panzerbrechende Waffen fehlen, würde er gerne Flugkörper mit Hohlladungen bestücken. Für den Treibstoff mischt er Salpetersäure mit Zucker und für die Sprengladung Ammoniumnitrat mit Diesel. Die Chemikalien sind in Düngemitteln enthalten, die ihm Freunde aus Aleppo mitbringen. Es ist schon tiefe Nacht, als uns ein heftiger Knall zusammensucken lässt. Er hat nichts mit Ahmeds Sprengkünsten zu tun, sondern kommt von einem Schützenpanzer, der soeben seine Kanone abgefeuert hat. Der Einschlag ist nicht zu hören. Der Panzer steht keinen Kilometer vom konspirativen Haus entfernt, an einer Strassensperre der Armee.

Für die Sprengladung mischt er – nach amerikanischem Vorbild – Ammoniumnitrat mit Diesel.

Am nächsten Tag verlassen wir Asas und fahren in einem grossen Bogen um den Flugplatz von Minach, der nur wenige Kilometer südlich der Stadt in der Ebene liegt. Dort befindet sich eine Armeebasis mit rund dreissig Helikoptern. Kurz nachdem wir in Tal Rifaat, der nächsten grösseren Ortschaft, ankommen, taucht ein weissrussischer Helikopter am Himmel auf. Er überfliegt die Stadt in grosser Höhe, ohne sich um die Rebellen in den Strassen zu kümmern.

Hakim, ein grossgewachsener FSA-Kämpfer mit einem buschigen Bart, zeigt uns die Ortschaft. Seinen dunklen Geländewagen hat er von einem Offizier in Assads Streitkräften erbeutet. Wie die meisten Bewaffneten auf Seiten der Opposition ist auch Hakim ein ehemaliger Armeesoldat. Er sei zu den Aktivisten übergelaufen, weil er gesehen habe, was Assads Schergen unter der Zivilbevölkerung anrichteten. Er wolle nicht auf sein eigenes Volk schiessen. Er sei gläubiger Muslim, sagt Hakim und streicht über seinen Bart, aber mit den Islamisten der Muslimbrüder und der Wahhabiten aus Saudi-Arabien habe er nichts am Hut.

Hakim fährt zu einer Kampfgruppe, die ein reicher Unternehmer und Oppositionsanhänger in einem Haus mit Garten und Swimmingpool untergebracht hat. Die Rebellen sind alle Deserteure, die zuvor auf dem Flugplatz von Minach stationiert waren. Als sie übergelaufen seien, hätten sie dort zuvor noch drei Helikopter, das Kerosindepot und die Radarstation abgefackelt, erzählen sie. Bevor sie sich fotografieren lassen, verhüllen einige Kämpfer ihre Gesichter mit der Kufija, dem arabischen Kopftuch. Weil sie noch Verwandte in den von der Armee kontrollierten Gebieten haben, wollen sie ihre Identität nicht preisgeben, um Vergeltungsaktionen vorzubeugen.

Die Bewaffnung der FSA ist rudimentär. Die Kämpfer am Swimmingpool verfügen über ein paar Sturmgewehre, eine Panzerfaust und ein Maschinengewehr – mehr nicht. Damit lässt sich kein Krieg führen, vor allem auch weil die Munition knapp ist. Kein Mangel scheint dagegen an Funkgeräten zu herrschen. Es sind Marken wie Motorola, Vertex Standard und HYT. Die Walkie-Talkies stammen aus amerikanischen Lieferungen, die als sogenannte nicht-tödliche Hilfe über die Türkei zur FSA gelangen. Wenn Washington mit dieser Art von Unterstützung fortfährt, wird die FSA bald über mehr Funkgeräte als Gewehre verfügen.

Die Walkie-Talkies sind zwar nützlich, doch den Vormarsch von Assads Truppen können sie nicht aufhalten. Die von Saudi-Arabien und Katar diskutierte Waffenhilfe an den Widerstand ist zumindest im Nordwesten Syriens nicht sichtbar. Die Leute behelfen sich in ihrer Verzweiflung deshalb mit Handgranaten vom gleichen Typ, wie sie Ahmed Abu Rakaan im benachbarten Asas herstellt: ein Stück Wasserleitung mit einem aufgeschweissten Boden und einem aufgeschraubten Deckel aus Stahl, darin ein kleines Loch für die Zündschnur.

Eine der improvisierten Bomben ist aus einer mit Sprengstoff gefüllten Pepsi-Dose gebastelt. Um die Explosionswirkung zu verstärken, hat der Bombenbauer eine grosse Schraubenmutter über die Dose gestülpt und mit schwarzem Klebeband befestigt. Die Zündschnur gebe dem Werfer etwa zehn Sekunden Zeit, meinen die Rebellen.

Panzergranaten gegen Wurfmaschinen

Ein Zivilist bittet uns zum Mittagessen in sein Haus. Auf einer Decke auf dem Boden des Wohnzimmers liegen Fladenbrot und Teller mit Oliven, gebratenen Auberginen, Mousse aus Kichererbsen und Sesam sowie ein Gericht aus Saubohnen. Als die Männer zugreifen wollen, kracht es draussen, und der Boden zittert. Alle laufen auf die Strasse und gucken sich die Bescherung an. Aus der Armeebasis westlich der Stadt hat ein Panzer eine Granate abgefeuert. Sie hat ausserhalb der Ortschaft eingeschlagen, ohne Schaden anzurichten. Ein riesiger Rauch- und Staubpilz steigt auf. Assads Soldaten wollen wohl in Erinnerung rufen, dass sie trotz Waffenruhe und Annan-Plan immer noch das Heft in der Hand haben.

Die Rebellen dagegen besitzen keine Artilleriewaffen. Einer der Kämpfer öffnet den Kofferraum seines Autos und zieht ein dickes, etwa drei Meter langes Gummiband heraus. In dessen Mitte haben die Kämpfer ein Stück Leder befestigt, gerade gross genug für eine der selbstgebastelten Handgranaten. Mit zwei Helfern demonstriert der Mann, wie das Band als überdimensionierte Schleuder für Pepsi-Bomben zu verwenden ist. Die Reichweite beträgt laut den Rebellen mehr als hundert Meter. ○

Das Vermächtnis der «Bounty»-Rebellen

In der grossen Wasserwüste des Pazifischen Ozeans tummeln sich seit dem 18. Jahrhundert die europäischen Mächte. Britannien besitzt noch ein winziges Eiland, auf dem gerade 68 Menschen leben. *Von Hansrudolf Kamer*

Ein steiler grüner Felsen ragt aus der Dünung. Die scharfe Silhouette des vulkanischen Monoliths zeichnet sich ab in der Morgendämmerung. Im Gegensatz zu vielen Inseln im Südpazifik fehlt der Korallensaum. Die Brandung ist enorm, prallt direkt auf die Klippen. Ein normales Anlanden ist nicht möglich. Nur mit Gummibooten, Kanus oder den Aluminiumkähnen der Einheimischen können die Wellenkämme überwunden werden.

Einsam in der globalisierten Welt, weit ab vom Schuss, ohne Flugplatz und Hafen, dafür mit einer grossen Geschichte: «Welcome to Pitcairn Island», heisst es etwas grandios auf dem wettergeprüften, gegen den Fels gestellten Schuppen, in dem die Einheimischen ihre drei *longboats* verstaubt haben. Ein steiler, mit Betonplatten ausgelegter Weg führt hinauf nach Adamstown. Das Postoffice, die Adventistenkirche und der Versammlungssaal mit Bildern des britischen Königspaares und von Lord Mountbatten umgeben den kleinen Marktplatz.

Ein dichter Tropenregen prasselt hernieder und verwandelt die Wege sofort in schlammige Pfade. Die Einheimischen haben sich auf die seltene Ankunft der Reisenden vorbereitet und präsentieren ihre Erinnerungsstücke. Kurz darauf brennt wieder die Sonne. Die Atmosphäre ist die einer Dampfsauna. Tropische Pflanzen aller Art, auch einige endemische, säumen die offenen Gärten und steilen Stege.

In der Kirche herrscht Ruhe. Hinter Glas ist eine alte Bibel zu bewundern. Sie gehörte zur «Bounty», deren Überreste auf dem Meeresgrund vor der Insel ruhen. Der Anker und ein paar Schiffskanonen sind am Rand der Wege aufgestellt. Auf dem Friedhof dominieren die Namen Christian und Adams, Nachfahren der Meuterer und ihrer tahitianischen Frauen. Vom Drama, das sich damals abspielte und das in Romanen, Theaterstücken und Filmen mit Errol Flynn, Marlon Brando und Anthony Hopkins geschildert wurde, ahnt man nichts.

Die Meuterei auf der «HMAV Bounty» ereignete sich am 28. April 1789 in der Nähe der Insel Tofua, westlich von Tahiti. Fletcher Christian und einige Mitstreiter übernahmen das Kommando über «Her Majesty's Armed Vessel» und zwangen Kapitänleutnant Bligh mit seinen Sympathisanten in ein Beiboot, überantworteten sie dem sicheren Tod. Was genau geschah, Hintergründe und Motive, wer beteiligt war und wer nicht, ist immer kontrovers geblieben. Bligh als tyrannischer Befehlshaber und Christian als romantischer, mitfühlender Rebell be-

stimmten lange Zeit das Bild einer Story, die über mehr als 200 Jahre die Fantasie beflügelte.*

Bligh rettete sich und seine Getreuen mit einer Meisterleistung in den Annalen der Seefahrt. Im kleinen, offenen Boot, mit wenig Proviant und nur einem Kompass gelang es ihm, in 47 Tagen von Tofua 6700 Kilometer bis nach Timor zu segeln. Vom holländischen Hafen Batavia aus gelangte er zurück nach London. Dort wurde er vor Marinegericht gestellt und freigesprochen. Sein Bericht über die Meuterei war der erste von vielen.

Es waren bewegte Zeiten. Grossbritannien hatte kurz vorher in einem bitteren Krieg die amerikanischen Kolonien verloren. Die Französische Revolution war dabei, in ihre zweite, radikale und blutrünstige Phase zu treten. Vier Wochen bevor dann zehn Meuterer nach ihrer Gefangennahme in Portsmouth vor Gericht standen, hatte in Paris der Sturm auf den von der Schweizergarde verteidigten Tuilerien-



Ungebrochene Faszination: «Bounty», 1789.

Palast stattgefunden. Die *Times* berichtete über französische Flüchtlinge in Sussex und Kent.

In der englischen Literatur war die romantische Periode angebrochen. Die Familien von William Wordsworth und Fletcher Christian waren befreundet. Samuel Taylor Coleridge soll seine berühmte Ballade vom «Ancient Mariner» mit Blick auf die Geschehnisse um die «Bounty» geschrieben haben. Lord Byron verherrlichte Fletcher Christian «mit wehender Mähne und offenem Kragen» als romantischen Helden. Die Faszination lässt nicht nach. Vor fünf Jahren erschien ein Kriminalroman von Val McDermid, dessen Story um das alte Gerücht kreist, Fletcher Christian sei unerkant nach Grossbritannien

zurückgekehrt. Dem war wohl nicht so. Die Einzelschicksale der «Bounty»-Besatzung sind recht gut dokumentiert. Vier Besatzungsmitglieder wurden freigesprochen. Sechs Meuterer wurden zum Tode verurteilt, drei von ihnen gehängt, drei begnadigt. Fletcher Christian und seine flüchtigen Mitstreiter blieben lange Zeit verschollen. Auch die britische Fregatte «Pandora», die in den Gewässern um Tahiti und im dichterem Inselreich des Westpazifiks nach ihnen suchte, fand sie nicht. Sie erlitt selber Schiffbruch im Great Barrier Reef.

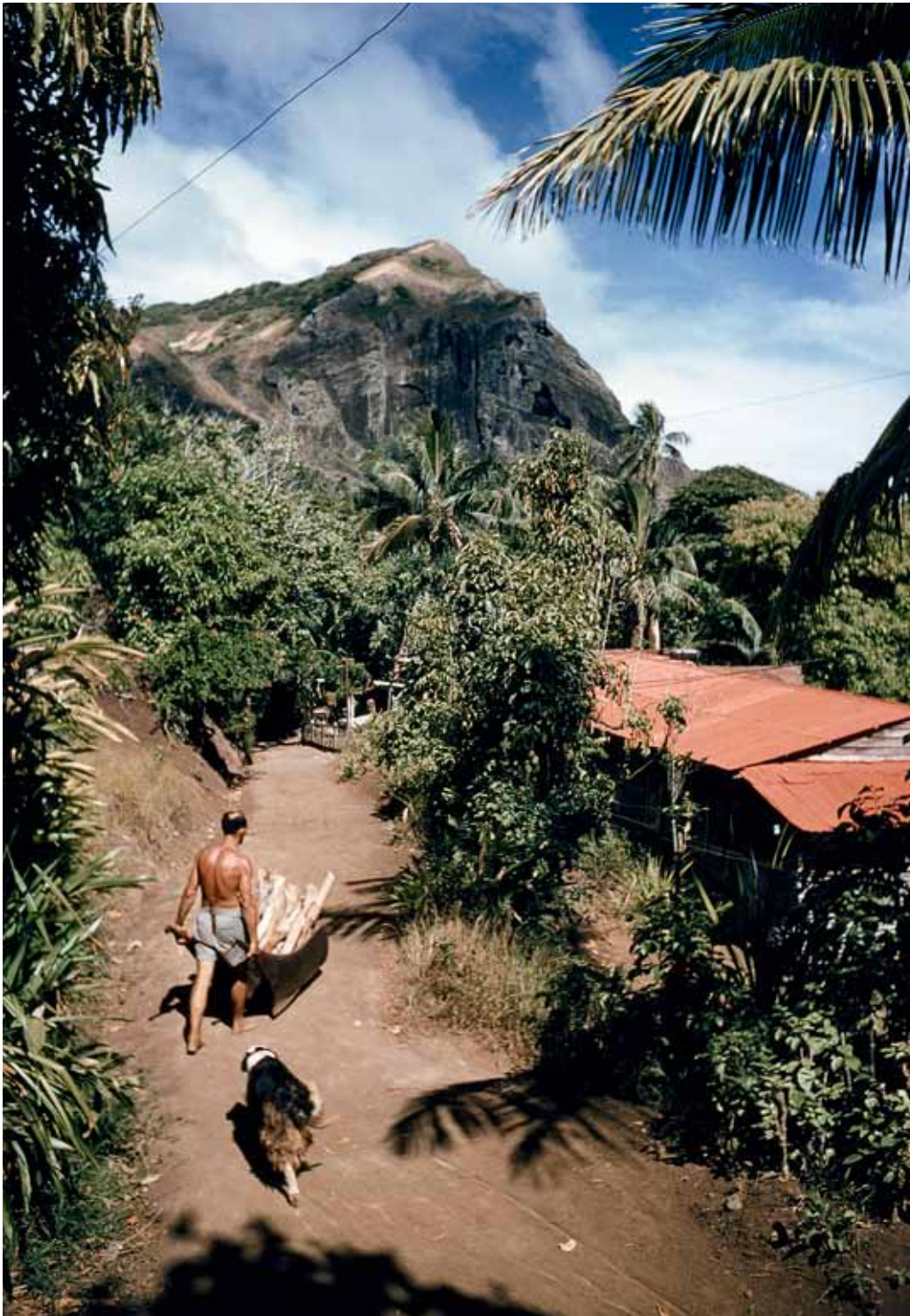
Über den steilen Fels in den Tod

Fletcher Christian war mit dem Rest der Meuterer, tahitianischen Frauen und sechs Männern auf der «Bounty» nach diversen Irrfahrten nach Pitcairn gesegelt. Sie sichteten die Insel am 15. Januar 1790. Das war nicht so einfach. Christian fand die Insel, obwohl ihre Position auf den damaligen Seekarten falsch eingezeichnet war – nämlich ungefähr 180 Seemeilen westlicher. Dieses Faktum schützte die Meuterer vor weiterer Verfolgung. Sie blieben verschwunden und gerieten langsam in Vergessenheit. Die weltgeschichtlichen Ereignisse, Napoleons Feldzüge, Englands Kontinentalblockade und die Schlacht von Trafalgar schlugen die Nation in Bann.

Man kann das grosse Erstaunen verstehen, als der amerikanische Robbenfänger Folger Mayhew auf seinen Fahrten mit der «Topaz» im Pazifik im Februar 1808 plötzlich Land entdeckte, wo keines sein sollte. Das Erstaunen wuchs, als sich ein polynesisches Doppelkanu mit drei jungen Männern, von brauner Hautfarbe und stark tätowiert, dem Schiff näherte. Der grösste von ihnen, Thursday October Christian, sprach Kapitän Folger auf Englisch an: «Kennen Sie Kapitän Bligh?» Diesem dämmerte, dass er 28 Jahre nach der Meuterei das Geheimnis um Fletcher Christian gelöst hatte.

Die Meuterer hatten auf der unbewohnten Insel eine kleine Siedlung errichtet. Die Insel bot alles, was zum Überleben notwendig war: gute Erde, in der alles wuchs, was gepflanzt wurde. Früchte, Kokosnuss, Fisch, Vögel, Brotfrucht. Sie pflanzten die Süsskartoffel und die Yamswurzel mit Samen, die sie auf der «Bounty» mitgeführt hatten.

Als der Amerikaner Folger mit dem Sohn von Fletcher Christian sprach, war von den Meuterern nur noch Alexander Smith alias John Adams am Leben. Was war geschehen? Auch das ist bis heute kontrovers geblieben. In den ersten bei-



Alle drei Monate kommt ein Frachter vorbei: Pazifikinsel Pitcairn.

den Jahren starb ein Meuterer an einer Krankheit, ein anderer sprang in einem Anfall von Depression über den steilen Fels in den Tod.

Fünf Jahre später wurden drei der restlichen sieben – auch Fletcher Christian – von den mitgebrachten tahitianischen Männern, die als Sklaven gehalten wurden, umgebracht. Die tahitianischen Frauen ihrerseits töteten aus Rache sämtliche tahitianischen Männer. Vier Meuterer überlebten das Massaker, doch im Jahr 1800 war John Adams noch als einziger am Leben – zusammen mit all den Frauen und ihrem Nachwuchs. Diese Version der Geschichte stammt von John Adams. Und sie wird von den Nachfahren und Pitcairnern auch heute so verbreitet. Die

Frauen konnten damals nicht befragt werden, weil Folger und seine Besatzung kein Tahitianisch sprachen. Zweifel kamen auf, als Adams später eine leicht abweichende Version zum Besten gab, doch klären liess sich die Sachlage nicht wirklich. Fletcher Christian hatte zwei Söhne und eine Tochter. Sie sind die Ahnen fast aller mit dem Namen Christian, die heute auf Pitcairn und der Insel Norfolk (nördlich von Neuseeland) leben, und all jener, die nach Australien, Neuseeland und Amerika ausgewandert sind.

Die Geschichte der «Bounty» wirkt nach. Im Jahr 2004 kam es zu einem Gerichtsprozess gegen sieben Männer auf Pitcairn, die verschiedener sexueller Vergehen gegen

Minderjährige angeklagt waren. Im Oktober wurden sechs verurteilt, unter ihnen auch der Bürgermeister Steve Christian. Nach Abschluss der Berufungsverfahren wurde auf der Insel ein Gefängnis errichtet, in dem die Verurteilten ihre Strafe verbüßten. Der letzte wurde 2010 entlassen.

Die Verteidigung argumentierte im Verfahren, die britische Rechtsprechung sei nicht zuständig. Die «Bounty»-Meuterer, von denen praktisch alle Bewohner abstammten, hätten de facto ihre britische Staatsbürgerschaft aufgegeben, weil sie 1790 die «Bounty» vor der Insel in Brand gesetzt und damit ein Kapitalverbrechen begangen hätten. Britanniern habe nie formell Anspruch auf Pitcairn erhoben. Das Gesetz gegen Sexualverbrechen von 1956 sei nicht anwendbar.

Bei vielen Einheimischen stiess das Verfahren auf wenig Verständnis. Einige Frauen zogen ihre ursprüngliche Klage zurück, andere machten geltend, die britische Polizei habe sie überredet, Anzeige zu erstatten. Olive Christian, die Frau des Bürgermeisters, erklärte, früher Sex sei eine polynesischen Tradition seit der Besiedlung der Insel. Zu ihrer eigenen Jugend meinte sie: «Wir alle glaubten, Sex sei wie das Essen auf dem Tisch.»

Angesichts dieser speziellen Umstände fielen die Urteile relativ milde aus. Sex war vermutlich eines der wichtigeren Motive für die Meuterei – den Seefahrern der damaligen Zeit, die mit für heutige Begriffe unmenschlichen Bedingungen zu Rande kommen mussten, erschien die Südsee tatsächlich als Paradies.

Internet, zwei Gedenktafeln

Nach der Aufregung um die Gerichtsverhandlung ist es um Pitcairn wieder einsam geworden. Nur alle drei Monate kommt ein Frachter vorbei, der das Lebensnotwendige bringt, vor allem Dieseltreibstoff für die Generatoren, die Elektrizität produzieren. Die Fässer müssen in den Aluminiumkähnen durch die wilde Brandung gebracht werden. Nur das Internet und das Telefon erlauben einen Ausbruch aus der Isolierung.

Neuseeland liegt 5000 Kilometer in der Ferne, das südamerikanische Festland 5700 Kilometer. Die Osterinsel und Französisch-Polynesien liegen näher, aber nicht wirklich nahe. Auf einem Felsvorsprung über der Bounty Bay sind zwei Gedenktafeln angebracht: Die eine nennt aus Anlass des 200-Jahr-Gedenkens 1990 nur die neun Pitcairn-Meuterer mit Namen. Die zweite wurde 2005 montiert und zählt die achtzehn Tahitianer, Männer und Frauen, auf, die ebenfalls mit der «Bounty» auf der unbewohnten Insel gelandet waren. Es brauchte fünfzehn Jahre bis zur Erkenntnis, dass ohne sie Pitcairn heute menschenleer wäre.

* Eine gute Zusammenfassung der Geschehnisse und der offiziellen Dokumente, die in den National Archives in Kew, London, lagern, gibt Caroline Alexander: Die Bounty. Berlin-Verlag, 2004



Seelische Prügel: Ex-YB-Trainer Christian Gross (rechts), Mannschaft.

Gross gescheitert

Die Young Boys wollten werden wie der grosse FC Bayern München. Nicht Trainer Christian Gross war in Bern das Problem, sondern der Fussball-Kapitalismus. YB sollte wieder linken Spassfussball spielen. *Von Klaus Zaugg*

Gross ist der Katzenjammer nach der Entlassung von Trainer Christian Gross. Dabei geht es YB so gut wie nie mehr seit der *belle époque* mit den vier Titeln von 1957 bis 1960. Erstmals in seiner modernen Geschichte lebt YB dank Benno Oertig, Andy und Hans-Ueli Rihs in geordneten Verhältnissen. Die drei Erzkapitalisten mit abgeschlossener Vermögensbildung aus dem Züribiet besitzen YB und das Stade de Suisse. Sie haben in Bern geradezu traumhafte Strukturen für den Fussball-Kapitalismus des 21. Jahrhunderts geschaffen. Zusammen verfügen sie über mehr als anderthalb Milliarden Franken.

Es ist in Bern heute möglich, mit Fussball und Nebengeschäften Geld zu verdienen. Alle Einnahmen – Transfererlöse, Werbung, Eintritte, der Verkauf von Wurst, Brot und Bier – fliessen in die gleiche Kasse. Der Fussballzirkus YB setzt im Jahr etwa 50 Millionen Franken um. Das ist zwar weniger als der FC Basel mit 67,5 Millionen Franken, aber bei gutem Geschäftsgang können

die drei YB-Besitzer im Verhältnis zum investierten Kapital sogar eine bessere Rendite erzielen als ihre Kollegen in Basel. Zahlen publiziert YB keine. Verlässliche Schätzungen gehen in einer durchschnittlichen Saison von einem Gewinn von mehr als fünf Millionen Franken aus. Für einen normalen Geschäftsgang braucht es also nicht einmal meisterliche Triumphe.

Das Leiden der Fans

Die Fans sind sich Leiden gewöhnt. Ja, das Philosophieren über ewiges Scheitern gehört zu der vornehmlich von den Linken geprägten YB-Kultur. Aber YB muss Fussball spielen, der den Fans Spass macht. Guten, linken Fussball im Sinne von César Luis Menotti, dem legendären Trainer der argentinischen Weltmeister von 1978. Genau darum hat YB eine Werbekampagne mit der Botschaft «YB macht glücklich» kreiert. YB hätte noch viele Jahre mit linkem Fussball ohne Titel glücklich sein können.

Aber der Einstieg ins grosse Fussballgeschäft hat auch in Bern Eitelkeiten geweckt. Erfolgsgewohnte Männer ertragen es nicht, wenn sie in der Öffentlichkeit als Verlierer dargestellt werden. YB-Präsident Benno Oertig will Meister werden. Einen Titel und eine Champions-League-Qualifikation kann YB zwar nicht kaufen. Aber es ist bei weitem genug Geld da, um mit dem richtigen Trainer, der richtigen Einstellung, der richtigen Taktik, kurzum, dem richtigen Geist und ein bisschen Wettkampfglück Meister oder Champions-League-Teilnehmer werden zu können.

Seit 1986 (Meister) und 1987 (Cup) hat YB keinen einzigen Titel mehr geholt. Konkurrenten wie Aarau, Luzern und St. Gallen haben seither Meisterschaften gewonnen. Dem Kantonsrivalen FC Thun ist es sogar gelungen, ein Champions-League-Märchen zu schreiben. Und auf der anderen Strassenseite ist der SC Bern im gleichen Zeitraum immerhin 1989, 1991, 1992, 2004

und 2010 Eishockey-Meister geworden und hat 1990, 1996, 1997, 2007 und 2012 das Finale erreicht. Der Titel ist kürzlich erst zweieinhalb Sekunden vor Schluss verloren gegangen, und von diesem Finale gegen die ZSC Lions reden die Berner immer noch. Verstehen die Männer rund um SCB-Manager Marc Lüthi mehr vom Sportgeschäft als die YB-Milliardäre?

YB fehlt es nicht an Geld. Aber es fehlt das bernische Element, um dieses Unternehmen zu beseelen und die Leidenschaft zu wecken, die es braucht, um gegen einen Titanen wie den FC Basel zu bestehen. Das bernische Element, das Marc Lüthi beim SC Bern zelebriert: Vor jedem Spiel lässt er in seiner Arena den Berner Marsch spielen und eine riesige Berner Fahne über der Stehplatzrampe hochziehen.

Sicher, die drei YB-Besitzer Benno Oertig, Andy und Hans-Ueli Rihs sind bekennende YB-Anhänger mit YB-Aufklebern an ihren Autos. Aber sie haben keinen Bezug zur Stadt Bern, zum Bernbiet und zum Wesen und Wirken, zum Geist der Berner. Ihr Lebensmittelpunkt ist der obere Zürichsee. Eine der reichsten Gegenden der Welt. Dem Bernbiet und dem Berner so fern und fremd wie China.

Deshalb ist YB-Präsident Oertig mit der Verpflichtung von Christian Gross eine verhängnisvolle Fehleinschätzung unterlaufen. Vieles spricht dafür, dass er einen berndeutschen Ausdruck falsch verstanden hat: Wenn ihm die Berner gesagt haben, sie möchten «rächtä» Fussball sehen, dann verstand er wohl rechten Fussball. Also erfolgsorientierten Sicherheitsfussball. Aber mit «rächt» meinen die Berner einfach guten, linken Spassfussball.

Gewährsleute erzählen, YB-Manager Ilja Kaenzig, der die Berner ein wenig kennt, sei gegen Gross gewesen. Aber der YB-Präsident wollte auf die Trophäe Gross nicht verzichten. Der erfolgreichste Trainer der letzten 25 Jahre! Der Schöpfer des grossen FC Basel! Sechsmal Schweizer Meister! Neunmal Fussballtrainer des Jahres! Christian Gross sollte die Berner aus der beschaulichen Provinzialität erlösen. Und endlich rechten Fussball zelebrieren.

Der Glaube an die Wirkung grosser Namen ist nicht untypisch für Sport-Erzkapitalisten. Im Kopf seiner Besitzer ist YB ein grosses Fuss-

ballunternehmen, das einen grossen Namen an der Spitze braucht. Benno Oertig hat öffentlich verkündet, YB wolle werden wie Bayern München. Er hat es so gesagt und so gemeint.

So schön und modern das Stade de Suisse auch sein mag – in der Seele, im Wesen ist YB einem Quartierklub wie dem FC Breitenrain oder dem FC Weissenstein immer noch näher als dem FC Basel oder Bayern München. YB hat einen grossen, traditionsreichen Namen. Aber es ist kein grosses Fussballunternehmen, geschaffen für den rechten Fussball. In seinen Strukturen schlummert das Bedürfnis nach familiärer Harmonie und linkem Fussball. Eine Winner-Mentalität kann auch Christian Gross nicht einfach befehlen oder «einpflanzen». Diese Kultur muss wachsen. Ein Trainer muss in Bern die ganz besondere Mentalität berücksichtigen: Selbst scheinbar weltgewandte Berner sind zuerst auf ihre engste Umgebung fixiert und wollen ihre bedächtige Art respektiert sehen.

Der Weg in den Beamtenfussball

Die Obrigkeitgläubigkeit der Berner verleitet Fremde oft zur Einschätzung, autoritäres Gehabe werde geschätzt. Doch der Berner respektiert nur seine eigene Obrigkeit und sicher nicht eine, die den Berner Dialekt nicht beherrscht. Christian Gross ist in Bern nicht zum allseits beliebten und respektierten «Chrigo» geworden. Er ist «der Gross» geblieben.

Ein Zürcher mit Basler Allüren. Ein Grossgrind. Sein Scheitern hat wenig mit Taktik und Trainingsmethoden, aber viel mit Mentalitäten und Menschenkenntnis zu tun. Christian Gross hatte mit seiner Art und seinem rechten Fussball bei YB von allem Anfang an so wenig eine Chance, wie das Christoph Mörgeli als Pressesprecher des rot-grünen Berner Gemeinderates hätte.

Schnell sind Berner Gewährsleute bereit, das Scheitern des einstigen Erfolgstrainers in markigen Worten zu schildern. Nur zitieren lässt sich keiner. Die Stimmung sei inzwischen zu gereizt, man riskiere sonst den Job. Nach kleinsten Anmerkungen in den Medien komme von ganz oben, von Präsident Benno Oertig, die drohende Frage: «Wer hat schon wieder geplaudert?»

Im Kern sind alle Geschichten gleich: Christian Gross sei zu autoritär und zu eitel gewesen, um mit den Spielern und der YB-Entourage klarzukommen. Einer sagt, Gross habe tagein, tagaus auf den Spielern und Betreuern «herumgenagelt» und die Mannschaft geplagt, die doch motiviert und verstanden sein wollte. Kommandos und seelische Prügel statt Streicheleinheiten. Grundlagenarbeit habe er keine mehr gemacht. Er habe gefordert, aber nicht gefördert. Dadurch ist unter Gross der Transferwert der Spieler kleiner geworden, was die YB-Besitzer noch viel mehr als rückläufige Zuschauerzahlen und Niederlagen alarmiert haben dürfte.

Das Innenleben bei YB wurde als autoritäre Herrschaft des Christian Gross, des teuersten YB-Trainers aller Zeiten mit einem Fix-gehalt von knapp einer Million Franken, an der Spitze bezeichnet. Die Folgen der Fussballdiktatur: Kontrolle statt Vertrauen. Lustloser Gehorsam statt leidenschaftliches Engagement. Maschinisten der Defensive statt kreative Künstler. Oder, wie es ein Chronist formuliert: YB spielte Beamtenfussball.

Mit Geld war diese Fehlentwicklung nicht mehr zu korrigieren. 13 neue Spieler hat YB auf die Rückrunde eingekauft, mehr als fünf Millionen haben die drei Besitzer investiert. Aber der Rückstand auf den FC Basel hat sich inzwischen verdoppelt. Aus YB ist ein zerstrittener Haufen ohne Identität und gemeinsame Sprache geworden. Dem kurzen Wahn, mit Christian Gross und rechtem Fussball ein grosses YB machen zu wollen, folgt nun die lange Reue.

Trotz allem sind die Aussichten für YB nicht schlecht. Die Gefahr, dass Benno Oertig, Andy und Hans-Ueli Rihs nach dem Scheitern ihrer Philosophie aussteigen und YB in Not zurücklassen, ist gleich null: Sie würden zwar gerne verkaufen. Aber den geforderten Preis für das Paket Stade de Suisse/YB von beinahe 100 Millionen Franken zahlt niemand.

Die drei Erzkapitalisten sitzen vereint in der «YB-Falle». Damit ist die wirtschaftliche Stabilität garantiert. Es braucht jetzt nur noch den richtigen Trainer. Der linke Weltverbesserer und Kultrainer César Luis Menotti hat uns ja gelehrt: Linker Fussball ist schön und gerecht und macht die Menschen glücklich. ○

Investieren Sie in die «ROSENLAUBE» Rafz –

Sie kaufen eine Wohneinheit, wir vermieten und sichern Ihnen eine attraktive und nachhaltige Rendite.



Lassen Sie sich unverbindlich beraten.

www.rosenlaube.ch
Telefon +41 43 810 90 10



Meine Freundin Anna

Es begann mit Merkwürdigkeiten, schliesslich veränderte sie sich immer stärker. Die Person, die ich Jahrzehnte sehr gut kannte, wurde zu einem anderen Menschen. Erst viel später erfuhr ich: Anna war an Alzheimer erkrankt. *Von Silvia Blocher und Kat Menschik (Illustration)*

Gerührt sitze ich vor dem liebevollen Brief, den mir meine langjährige Freundin Anna zum Geburtstag geschrieben hat. Vor bald dreissig Jahren sind wir uns auf einem Spazierweg begegnet, jede mit einer Hand den Kinderwagen stossend, an der anderen ein quengelndes Kleinkind. Wir haben uns schnell gefunden: Beide waren wir beschäftigt mit der Betreuung und Erziehung unserer vier Kinder. Wir freuten uns zusammen an ihrer Energie und Munterkeit; wir sorgten uns zusammen, wenn sie krank waren oder uns sonst Sorgen bereiteten. Alle paar Jahre gönnten Anna und ich uns eine Auszeit, während der wir für einige Tage in ein Hotel fuhren, uns ausruhten und uns mit Wellness und Massage verwöhnen liessen. Das vertiefte unsere Freundschaft, die teilweise auch unsere Männer einschloss.

Natürlich war Anna auch bald in unseren Lesezirkel eingetreten. Um nicht ganz in Windelwaschen und Säuglingsnahrungszubereitung zu versinken, hatte ich schon früh mit einigen anderen jungen Müttern eine Literaturgruppe gegründet. Bis heute treffen wir uns alle zwei Wochen bei einer von uns zu Hause, früher abends, wenn die Kinder im Bett waren, jetzt nachmittags.

Diese tiefe Freundschaft beschreibt Anna in ihrem Geburtstagsbrief. Welch schöner Beweis der Zuneigung!

Und doch steigt in mir eine immer stärker werdende Ratlosigkeit auf: Den eben gelesenen Brief hat sie mir mit beinahe denselben Worten doch schon vor einem Jahr zum Geburtstag geschrieben. Warum diese Wiederholung? Habe ich zu wenig gefühlvoll darauf reagiert? Oder ist es bei ihr eine starke Grundstimmung, wobei der sie ganz vergessen hat, dass sie sie mir schon einmal beschrieben hatte? Wer kennt diese Erfahrung nicht: Dinge, die einen stark beschäftigen, teilt man verschiedenen Gesprächspartnern mit. Und plötzlich wird einem peinlich bewusst, dass man die ganze Geschichte seinem Gegenüber schon mal erzählt hat.

Die Sache mit den beiden Geburtstagsbriefen liegt einige Jahre zurück. Zusammen mit Anna und anderen Freundinnen bin ich auf einer mehrtägigen Sommerreise. Wie immer auf solchen Reisen übernachteten wir in einem ländlichen Gasthof, wo wir auch das Abendessen einnehmen. Die Aussicht im Speisesäli ist prächtig, das Essen vorzüglich, die Bedienung freundlich. Und doch finde ich später im Bett keine Ruhe: Wie kommt Anna dazu, sich

so zu benehmen? Zuerst diskutiert sie lautstark über die hohen Preise der Speisen, bestellt dann das Billigste; Wein will sie keinen, lässt sich aber einschenken und trinkt das Glas als Erste leer; beim Bezahlen lehnt sie die übliche Gesamtrechnung ab, da sie sonst zu kurz komme. Was ist nur in sie gefahren?

Der nächste Tag und Treffen in den nächsten Wochen und Monaten bringen weitere Auffälligkeiten. Manchmal schäme ich mich meiner Aufmerksamkeit. Warum kann ich sie nicht einfach akzeptieren, wie sie ist? Wieso sehe ich all diese Besonderheiten? Werden wir Menschen nicht alle mit zunehmendem Alter eigener, spezieller, schrulliger? Gerne hätte ich das mit ihr besprochen, doch ich finde keine Möglichkeit, darüber zu reden. Bei unseren Zusammenkünften ist sie jetzt häufig gereizt, erzählt oftmals in rechthaberischem Ton seltsame Geschichten. Etwas stimmt nicht mehr. Soll ich mit ihrem Mann sprechen? Hinter ihrem Rücken? Oder doch abwarten? Als Anna Dinge erzählt, von denen ich weiss, dass sie sich so nicht zugetragen haben, schicke ich ihrem Mann nun doch eine SMS und bitte um einen Rückruf. Er reagiert sofort und erleichtert. Endlich kann er darüber sprechen und muss nichts mehr beschönigen: Meine Freundin Anna leidet an der Alzheimerkrankheit.

«I was everywhere»

In der Schweiz leiden mehr als 100 000 Personen an Alzheimer. Die Krankheit, die meist im Alter zwischen sechzig und siebzig Jahren ausbricht, führt durch eine fortschreitende Degenerierung der Hirnzellen zur Demenz.

Bei meiner Freundin zeigten sich die Symptome anfangs nicht in einer ausserordentlichen Vergesslichkeit, sondern in starken charakterlichen Veränderungen: Sie nahm keine Rücksicht mehr auf Konventionen, in der Öffentlichkeit äusserte sie sich laut über anwesende Personen und zeigte mit dem Finger auf sie. Unbekümmert sprach sie wildfremde Personen an, erzählte ihnen Geschichten. Die Leute hörten zuerst interessiert zu, dann veränderte sich ihre Miene, und sie versuchten, sich unbemerkt davonzumachen.

Anna wurde aber auch rechthaberisch, stur und behauptete die unmöglichsten Sachen. Immer wieder erzählte sie dieselben Geschichten. Und kochte die ewig gleichen Gerichte. Das Aufräumen wurde zum Lebensinhalt: Alle Dinge, von denen sie glaubte, ihr Mann brau-



Wenn sie Gegenstände nicht benennen konnte, zeigte sie

che sie nicht mehr, warf sie hinter seinem Rücken weg. Im Zusammensein mit ihr war eine gewisse Aggression, eine Spannung, spürbar. Sie wollte sich behaupten. Erzählte jemand im Freundeskreis von Reisen, war ihr stereotyper Satz: «Da bin i au scho gsi», in einem ganz bestimmten Singsang mehrmals hintereinander vorgetragen, oftmals auch englisch verstärkt: «I was everywhere.» Inhaltlich konnte sie dann aber nichts beitragen, meist war sie auch gar nicht an den betreffenden Orten gewesen.

Und plötzlich wusste Anna nicht mehr, wie man Konfitüre zubereitet – sie, die als Hausfrau und Mutter von vier Kindern jedes Jahr unzählige Gläser mit Konfitüre gefüllt hatte. Auch an das einfache Rezept für «ihren» Schoggi-Cake erinnerte sie sich nicht mehr. Wenn sie etwas erzählte, traten gewisse Wendungen gehäuft auf: «S isch u witzig gsi», auch wenn es gar nicht lustig war.

Da sie keine Erinnerung und keinen Bezug zur soeben vergangenen Gegenwart hat, glaubt man, dass sie ihre Krankheit nicht realisiere. Ich bin mir da nicht so sicher. In den ersten Jahren war es ihr peinlich, wenn sie merkte, dass sie etwas Unpassendes gesagt hatte. Auch entwickelte sie im Gespräch mit



darauf wie ein Kind: «Das da.»

uns eine Fertigkeit, blitzschnell die von einer anderen Gesprächsteilnehmerin geäußerte Meinung oder Bemerkung zu wiederholen, so dass weniger aufmerksame Zuhörer gar nicht merken, dass ihr Beitrag nur eine Wiederholung war. Ich glaubte auch zu spüren, wie unzufrieden sie war, wenn sie merkte, dass sie sich nicht passend ausdrücken konnte. Wenn sie Gegenstände nicht benennen konnte, zeigte sie darauf wie ein Kind: «Das da.»

Den Kranken nehmen, wie er ist

Seither sind weitere Jahre vergangen. In unserem Literaturklub treffen wir unsere Freundin Anna noch immer alle zwei Wochen. Eine von uns holt sie ab, sie kann nicht mehr Autofahren – was sie erstaunlich lange konnte. Bis vor einem Jahr konnte sie von unseren Treffpunkten noch allein zu Fuss nach Hause gehen. Jetzt findet sie ihren Heimweg nicht mehr. Sie begrüsst uns alle jeweils freudig, unsere Namen hat sie vergessen, wie sie sich auch an die Namen ihrer Kinder und Enkel nicht mehr erinnert. Letzthin hat sie ihrem Sohn den eigenen Vater vorgestellt: «Das isch min Ma.»

Seit einiger Zeit singen wir mit Anna zu Beginn unseres Literaturnachmittags einige

Volkslieder, was ihr grosse Freude bereitet. Meist findet sie die angegebene Seite im Singbüchlein selber und singt dann aus voller Brust mit, erstaunlicherweise richtig in den Tönen und den Worten, die sie auswendig kennt.

Unser späteres Lesen und unsere Diskussionen unterbricht sie immer wieder mit Ausrufen des Erstaunens, etwa wenn sie ein Schiff auf dem See, einen Vogel am Futterbrett, eine Fliege am Fenster sieht. Öfter geht sie zum WC, das sie nicht immer findet, oder schnell ins angrenzende Zimmer. Sonst sitzt sie still da und schaut in die Ferne. Manchmal erzählt sie ohne Zusammenhang: «Ich bi z S. ufgewachse. Und ich bi Lehreri gsi.» Und wiederholt das mehrmals.

Nach der Literatur trinken wir Tee und essen etwas Süßes. Da sitzt sie glücklich dabei. Immer wieder fragt sie von neuem nach einem Stücklein Kuchen. Zwischendurch erkundigt sie sich wiederholt: «Gäll, ich fahr mit dir hei?», wobei verschiedene Personen angesprochen werden.

Hat sie früher bei jedem Treffen eine immer gleiche Geschichte erzählt, so gelingt es uns jetzt nur selten, sie in ein Gespräch mit einzu beziehen. Aber sie sitzt zufrieden da. Ihre frü-

here krankheitsbedingte Aggressivität hat sich gelegt. Nur selten tritt eine gewisse Starrköpfigkeit auf, die sich mit rationalen Argumenten nicht auflösen lässt.

Immer wieder bin ich erstaunt darüber, wie Anna gewisse Handgriffe noch mühelos beherrscht, während sie andere Dinge, die ihr jahrelang eine Selbstverständlichkeit waren, total vergessen hat. Nach meiner Beobachtung haben diese unterschiedlichen Fähigkeiten nichts mit ihrer Gefühlswelt oder ihrem Charakter zu tun: Es ist nicht so, dass sie Dinge, die sie besonders gerne tat, noch verrichten kann und die unangenehmen vergessen hat. Im Gegenteil, ihre Wahrnehmungsausfälle oder ihre Unfähigkeit, sich an etwas Bestimmtes zu erinnern, etwas auszuführen oder nicht, sind rein zufällig. Es gibt dafür keine Begründung oder Erklärung, was es für die Umgebung nicht einfacher macht. Wir sind es so gewohnt, die Reaktionen und Verhaltensweisen unserer Mitmenschen gemäss unseren rationalen Erfahrungen einzuordnen und zu werten, dass wir schnell hilflos werden, wenn wir uns an keinen Normen mehr orientieren können.

Wir werden versuchen, Anna so gut und so lang wie möglich an unserem Leben teilhaben zu lassen.

Der Alzheimerkranke ist nicht nur nicht mehr der, der er war, sondern er verhält sich auch ganz allgemein sonderbar und unverständlich; er lebt nicht mehr in der Realität. Deshalb ist es unmöglich, wirklich mit ihm zu kommunizieren. Man muss den Kranken nehmen wie er ist, in seiner ganzen Unverständlichkeit und Unzugänglichkeit. Man kann ihn nicht ändern oder seine Fähigkeiten verbessern. Trotzdem habe ich den Eindruck, dass die Teilnahme an unserem Lesezirkel meiner Freundin, die eine ganz andere Person geworden ist, Freude bereitet und sie glücklich macht.

Zu Hause wird Anna von ihrem Mann betreut, er ist ihre einzige wirkliche Bezugsperson, andere kennt sie nicht mehr. Unablässig sucht sie seine Gegenwart. Er ist ihre Heimat und Geborgenheit. Ohne ihn wäre sie verloren, immer wieder bringt sie das in ihrem Verhalten zum Ausdruck. Bei ihm fühlt sie sich aufgehoben, was sicher der Grund ist für ihre Zufriedenheit und Ausgeglichenheit. Sie leidet nicht – wie viele andere Alzheimerkranke – an einem Gefühl der Verlassenheit.

Doch was bringt die Zukunft? Die Prognosen lauten schlecht: Die Demenz schreitet voran, weitere Fähigkeiten, auch die Kontrolle von Körperfunktionen, werden verlorengehen. Alzheimer ist eine unheimliche Krankheit. Wir werden versuchen, Anna so gut und so lang wie möglich an unserem sogenannten normalen Leben teilhaben zu lassen. ○



Niedergeschlagen? Unglücklich? Besonders schlimm steht es um die Tessiner.

Schweiz auf der Couch

Laut einem neuen Bericht ist jeder sechste Schweizer psychisch krank. Die Autoren fordern mehr Psychotherapien.

Von Christoph Landolt

Die gute Botschaft vorweg: Die Schweizerinnen und Schweizer werden keineswegs immer kränker im Kopf. Gemäss dem dritten Monitoringbericht des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) ist die Zahl der Personen, die an einer psychischen Störung leiden, konstant. Für die verbreitete Meinung, psychische Leiden nähmen zu, gebe es keine wissenschaftlichen Belege, so der Bericht. In diversen Langzeitstudien sei keine bedeutende Veränderung in der Häufigkeit psychischer Krankheiten festgestellt worden (die Studienautoren benutzen lieber den Begriff Störung, welcher «deskriptiv und weniger wertend» sei).

Allerdings gibt es eine immer «grössere Bereitschaft, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen». Die Psycho-Branche boomt, die Zahl der Behandlungen steigt: Während sich 1997 noch 4,1 Prozent der Schweizer Bevölkerung auf die Couch legten, waren es zehn Jahre später bereits 5,3 Prozent. Zwischen 2006 und 2010 wuchsen die Kosten für psychologische Behandlungen um 16 Prozent. Die Psychologisierung der Gesellschaft schreitet voran.

Dabei sind die Schweizer anscheinend viel kränker, als sie glauben: Das Obsan, eine von Bund und Kantonen getragene Organisation, spricht von 17 Prozent der Bevölkerung, die an einer psychischen Krankheit leiden. Ein Sechstel der Schweizer wäre somit psychisch krank – wo liegen die Gründe?

Zunächst einmal in der Methodik: Psychisch krank ist aus Sicht des Obsan, wer eine psychische Störung hat. Und eine psychische Störung hat schlicht, wer «stark» psychisch belastet ist. Der Grad der psychischen Belastung, der einzige Indikator für eine Störung, wird anhand von vier Fragen ermittelt: «Wie oft haben Sie sich in den letzten vier Wochen: so niedergeschlagen oder verstimmt gefühlt, dass Sie nichts aufmuntern können?; ruhig, ausgeglichen und gelassen gefühlt?; entmutigt und deprimiert ge-

Zentralschweizer sind zufriedener und optimistischer, spüren mehr Energie.

fühlt?; glücklich gefühlt?» Witwen, die einen Monat nach dem Tod ihres Mannes immer noch deprimiert, unglücklich und unausgeglichen sind, gelten als psychisch krank. Und psychische Krankheit diagnostiziert das Obsan auch bei Leuten, die nach einer Trennung unter Liebeskummer leiden und vier Wochen lang nicht aufzumuntern sind.

Noch mehr Kranke

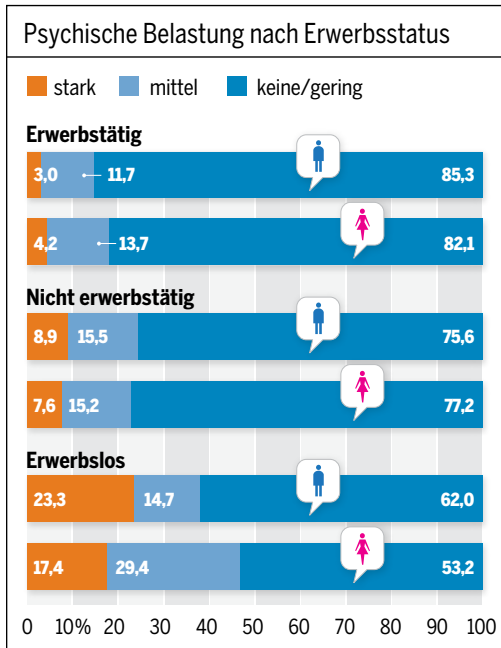
Studienautorin Daniela Schuler erklärt, man habe sich auf die Definition der Schweizerischen Gesundheitsbefragung gestützt. Daran, dass 17 Prozent der Schweizer an einer psychischen Störung leiden, glaubt Schuler selbst

nicht – sie hält die Zahl für untertrieben: «Sie ist wohl zu tief geschätzt. Aus europäischen Studien wissen wir, dass die Zahl der psychisch Erkrankten eher bei 38 Prozent liegen müsste.» Die Abweichung liege vermutlich nicht daran, dass die Schweizer gesünder seien, sondern an der Befragungsform, erklärt Schuler. «Unsere Daten stammen aus Telefoninterviews mit Personen in Privathaushalten. Leute in Kliniken erreichen wir damit nicht, und schwer depressive Personen beispielsweise nehmen kaum freiwillig an einem halbstündigen Interview teil.» Hätte man also die Bedingungen der Interviews perfektioniert, hätte man noch viel mehr psychisch Kranke gefunden, glaubt Schuler. Besonders schlimm steht es gemäss Obsan um die psychische Gesundheit von Tessinern, Frauen und Arbeitslosen:

1—Tessiner sind kränker. Mehr als die Hälfte der erwerbstätigen Tessiner fühlt sich wegen der Arbeit stark psychisch belastet. Trotz viel Sonnenschein geht es den Tessinern durchweg schlechter als den Deutschschweizern. Sie fühlen sich selten voller Kraft, Energie und Optimismus, sind dafür häufig depressiv. Am zweithöchsten ist die psychische Belastung am Genfersee. Das gegenteilige Bild zeigt sich für die Zentralschweizer. Sie sind zufriedener und optimistischer, spüren mehr Energie, klagen weniger über psychische Belastung und depressive Gefühle. Sie habe keine Erklärung für diese erstaunlichen regionalen Unterschiede, sagt Schuler.

2—Labilere Frauen. Frauen konsumieren mehr Schlafmittel und Antidepressiva, haben häufiger das Gefühl, ihr Leben nicht im Griff zu haben, und fürchten öfter um ihre Stelle. Deshalb leiden sie häufiger als Männer unter psychischer Belastung. Frauen verbringen denn auch mehr Zeit in psychiatrischen Kliniken und begehen mehr Selbstmordversuche (meist erfolglos, die Suizidrate ist bei Männern dreimal höher). Pro Jahr lassen sich 6,3 Prozent der Frauen psychologisch behandeln – bei den Männern sind es nur 4,2 Prozent.

3—Arbeit hilft. Schlechte Arbeitsbedingungen führen gemäss dem Obsan-Bericht zu Stress und Motivationsproblemen, die sich zu psychischen Störungen auswachsen können. Allgemein sei Erwerbsarbeit aber «wohl einer der wichtigsten Schutzfaktoren überhaupt». Nichts schützt also so gut vor psychischen Problemen wie ein Job. Der Zusammenhang zwischen dem Erwerbsstatus und der psychischen Belastung ist beträchtlich. So klagt zum Beispiel fast die Hälfte aller arbeitslosen Frauen über seelische Probleme – unter den arbeitstätigen Frauen ist es nicht einmal ein Fünftel. Bei den Hausfrauen, Studentinnen und Pensionierten, die nicht erwerbstätig, aber auch nicht untätig sind, ist der Anteil der psychisch



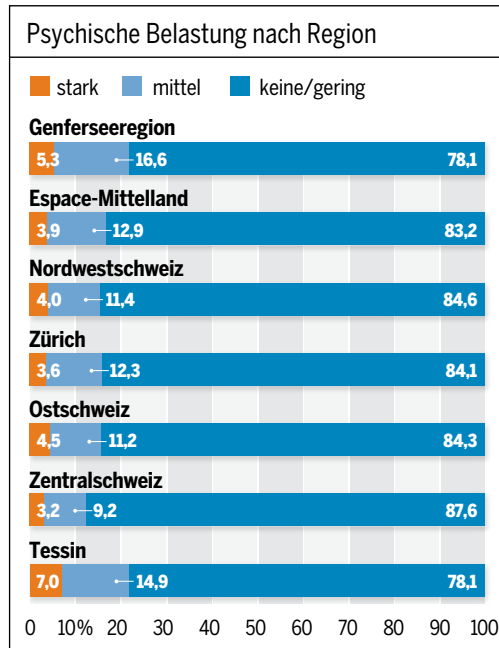
Erwerbstätige sind seelisch stabiler.

Kranken nicht bedeutend höher als unter den berufstätigen Frauen.

Renten schaden der Gesundheit

Keine Aussage macht der Bericht über den Zusammenhang zwischen psychischen Problemen und Herkunftsland der Betroffenen. Dabei wäre dieser von Interesse: Die IV-Statistik zur «Neuberentungsquote» nach Nationalitäten weist eine aus wissenschaftlicher Sicht erklärungsbedürftige Anomalie auf: Personen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien beziehen überdurchschnittlich oft wegen psychischer Probleme eine IV-Rente (Türken: 0,57 Prozent, Ex-Jugoslawen: 0,44 Prozent, Schweizer: 0,31 Prozent). Der enorme Anteil von neuen IV-Rentnern unter diesen Migrationsgruppen hat offensichtlich wenig mit dem körperlichen Verschleiss durch schwere Arbeit zu tun.

Das Bundesamt für Sozialversicherungen erklärt das Invaliditätsrisiko der Südosteuropäer lediglich mit ihrer «sehr hohen Inzidenz der psychischen Gebrechen». Sind Türken und Ex-Jugoslawen für psychische Krankheiten nur dann anfälliger, wenn es um eine IV-Rente geht, oder klagten sie allgemein öfter über psychische



Viele Tessiner fühlen sich psychisch belastet.

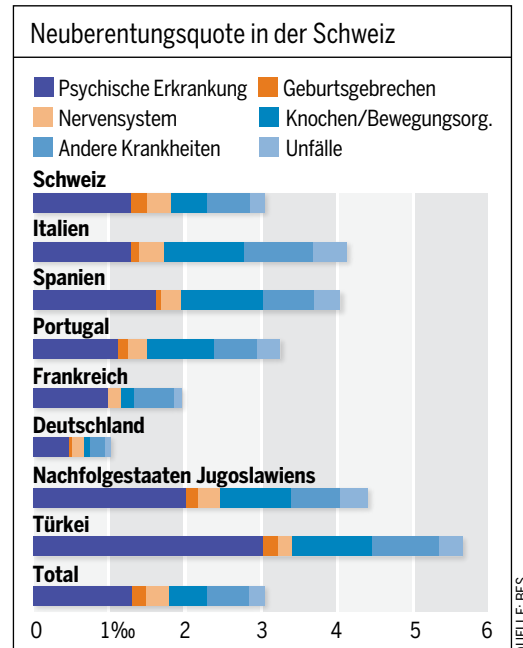
Probleme? «Das ist ein heikles Thema», sagt Daniela Schuler. Um verlässliche Aussagen zu machen, sei ihre Datengrundlage zu dünn.

Insgesamt stellt das Obsan zwei gegenläufige Tendenzen fest: Einerseits entwickeln sich viele Faktoren, die sich auf die Psyche auswirken, positiv. Gegenüber den ersten beiden Berichten von 2003 und 2007 fühlen sich die Schweizer heute weniger depressiv, weniger einsam, und

Psychische Krankheiten haben sich zügig zum Rentengrund Nummer eins entwickelt.

sie haben sich besser unter Kontrolle. Sie fürchten sich weniger vor einem Jobverlust, klagen seltener über die Belastung bei der Arbeit und erfreuen sich einer besseren Work-Life-Balance. Der Konsum von Schlafmitteln ging zurück, die Hospitalisationsdauer aufgrund von psychischen Problemen verkürzte sich ebenfalls.

Auf der anderen Seite wirkt sich diese erfreuliche Entwicklung nicht auf die Invalidenversicherung aus. Psychische Krankheiten haben sich zügig zum Rentengrund Nummer eins



«Sehr hohe Inzidenz» bei Südosteuropäern.

entwickelt. Waren im Jahr 2000 noch 35,6 Prozent aller neuen Renten auf psychische Krankheiten zurückzuführen, waren es zehn Jahre später bereits 43 Prozent – in keinem OECD-Land werden derart viele IV-Renten aufgrund von psychischen Problemen gesprochen.

«Es finden zu wenig Therapien statt»

Studienverfasserin Daniela Schuler ortet «eine grosse Diskrepanz zwischen den 17 Prozent mit psychischer Störung und den 5 Prozent, die sich behandeln lassen». Störungen, die nicht früh und richtig behandelt würden, könnten sich zu chronischen Problemen auswachsen. «Aus präventiver Sicht wäre es sicher sinnvoll, wenn sich mehr Leute psychiatrisch-psychotherapeutisch behandeln lassen würden.»

Auch der Bund arbeitet in diese Richtung. «Es finden zu wenig Therapien statt angesichts dessen, was therapiert werden müsste», erklärte Stefan Spycher, Vizedirektor des Bundesamts für Gesundheit, im Februar in der NZZ am Sonntag. Wenn die Definition für psychische Krankheit so weit gefasst wird, dass jeder Todesfall und jede Scheidung Kranke hinterlässt, ist Spychers Befund nur folgerichtig. ○



329 CHF



NAVYBOOT
SWITZERLAND

Zündstoff Kohle

Liebe rechnet nicht, sagt der Volksmund. In Wahrheit wird über Sex in Beziehungen offener gesprochen als über Geld. Und viel weniger darüber gestritten.

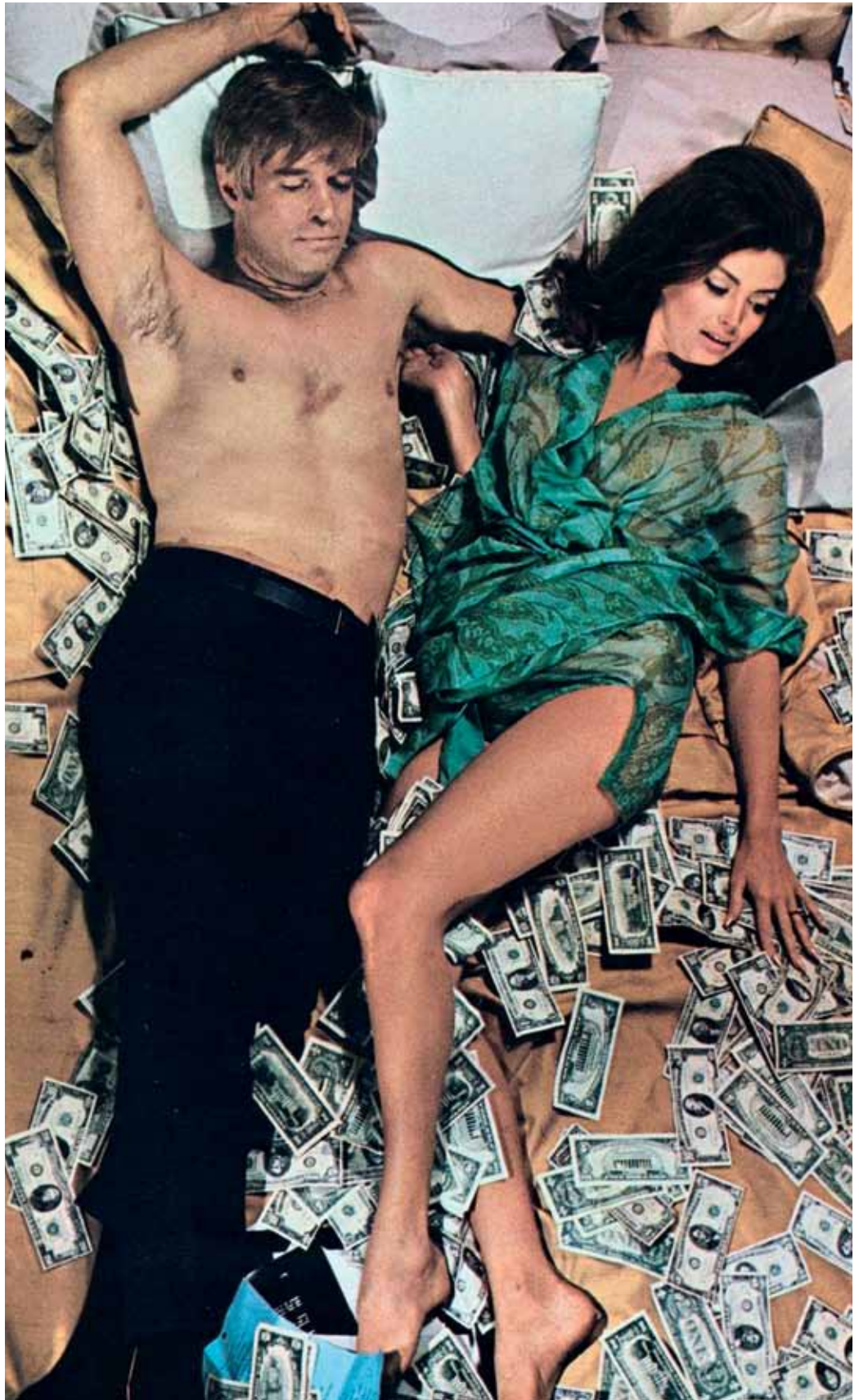
Von *Beatrice Schlag*

Kaum eine Scheidung ohne erbitterte finanzielle Auseinandersetzungen. «Klar», sagen Laien, «es ist die einzig mögliche Abrechnung mit dem ehemals geliebten Partner, die man in Zahlen fassen kann.»

Die Psychologen wissen es besser: Geld ist in den meisten Beziehungen lange vor der Trennung Thema Nummer eins. Über nichts geraten Paare häufiger und unversöhnlicher aneinander. Gleichzeitig ist es für viele ein peinliches Thema, befrachtet mit einem Ballast widersprüchlicher Gefühle: Kontrollbedürfnis, Zukunftsangst, die Scheu, als Erbsenzähler oder Verschwender dazustehen. Selbst über sexuelle Wünsche und Ängste reden Paare nach verschiedenen Studien unbefangener als über ihre gemeinsamen Finanzen.

«Geld ist eine scharfkantige Sache, die zerstörerisch sein kann», sagt Klaus Heer, renommiertester unter den Schweizer Paartherapeuten. «Das darf man in keinem Fall verharmlosen. Geld ist als Kommunikations- und Machtmittel in der Zweierbeziehung ebenso wirkmächtig wie Sprache oder Sex. Auch oder besonders wenn man es nicht als solches erkennt.» Tatsächlich sagten viele, die wir zum Thema befragen wollten, Geld sei in ihrer Beziehung kein Thema. Wer bereit war, etwas genauer zu berichten, erzählte eine andere Geschichte. Vier Beispiele.

Der Rappenspalter wider Willen: Peter D., 44, Toningenieur — Meine Frau war eigentlich keine Verschwenderin. Aber sie beschloss sehr spontan und emotional Dinge wie gemeinsame Reisen, ob sie finanziell drinlagen oder nicht. Wir arbeiteten beide frei und verdienten nicht sehr viel. Ich machte Haushaltbudgets, weil das Geld sonst jeden Monat nur bis zum 20. gereicht hätte. Sie war damit absolut einverstanden. Aber sie weigerte sich einfach, zu planen. Zum Beispiel reichte das Geld für Denner, aber nicht für Einkäufe an der Tankstelle oder im Delikatessenladen. Sie kaufte, wo sie gerade war. Das störte mich vor allem deswegen, weil sie sehr unzufrieden war mit unserer finanziellen Situation. Ich litt nicht unter der Geldknappheit, aber ich konnte ihre finanzielle Gedankenlosigkeit nicht akzeptieren. Zwei Jahre vor der Scheidung, als ich einen grösseren Auftrag bekommen hatte, mieteten wir ein Ferienhaus mit herrlichem Meerblick. Wir hatten Freunde zu Besuch und grillierten. Die Freunde erzählten von ihrem Hausbau. Meine Frau sah aufs Meer hinaus und sagte: «Wir werden halt nie ein eigenes Haus ha-



«Den Kaffee selber bezahlen»: Liebesbeziehung.

ben.» Es war der Moment, wo ich implodierte. Der Kühlschrank war voll, vor dem Haus stand ein Auto, die Freunde waren vergnügt, das Leben war gut. Und sie war unzufrieden. In diesem Moment dachte ich: «Stimmt, zusammen werden wir nie ein Haus haben.» Ich wollte nicht der Rappenspalter der Familie sein. Bei der Scheidung verlangte sie sogar Geld für einen Fauteuil, den ein Freund mir geschenkt hatte. Ich fand das so absurd, dass ich zahlte.

«Der eine gibt so viel Gas, wie der andere bremst», sagt Klaus Heer. «Aber die Konstellation zwischen Sparer und Verschwenderin oder umgekehrt ist überhaupt nicht übel. Erstens, weil Fremdes sich anzieht. Und zweitens, weil das Andersartige am anderen tagtäglich Lerngelegenheiten bietet. Wie komme ich mit dem Fremden zurecht? Was lerne ich über mich und meine Eigentümlichkeiten?» Ein Zurück aus der starren und für beide unbefriedigenden Rollenverteilung sei nicht unmöglich, sagt Heer. «Was es dazu braucht, ist allerdings nicht ein Taschenrechner oder schlagkräftige Argumente, sondern funktionstüchtige Ohren. Beide könnten sich erst einmal ausgiebig anhören, was haarig ist an der Rolle des andern, abwechslungsweise. Dieses interessierte Wohlwollen weicht unfehlbar die Fronten auf.»

Die ohnmächtige Finanzchefin: Rosmarie B., 53, Physiotherapeutin — Ich bin seit zehn Jahren geschieden. Geld und die Eifersucht meines Mannes waren die Hauptgründe. Mein Mann gab mit Genuss Geld aus und war immer sehr grosszügig, anderen und mir gegenüber. Er ging gern Kleider mit mir kaufen und bezahlte sie auch, aber das Geld fehlte dann zu Hause. Ich bestritt den Haushalt, die Steuern, die Hypothekarzinsen, und er lebte grosszügig. Er konnte genau der sein, der er sein wollte, ein wunderbarer Gastgeber, der Freunde von der Arbeit mitbrachte und sie hervorragend bekochte, von den Getränken nicht zu reden.

Ich verdiente immer mehr als er. Das war nie ein Problem. Das Problem war, dass ich rackerte, das Geld heimbrachte und er es ausgab. Ich schaute nie besonders auf Geld und hatte fast immer Freunde mit weniger Geld. Aber ganz langsam wünsche ich mir schon jemanden, der seinen Kaffee selber bezahlen kann. Mein Mann gab viel Geld für Kleider und Schuhe aus und war immer picobello angezogen. Wenn wir shoppen gingen, wusste ich, dass er mir kauft, was mir gefällt, aber eben vor allem von meinem Geld. Einmal wollte er mir Schmuck kaufen und brachte einen Schmuckverkäufer, den er kennengelernt hatte, und einen Koffer voller teurer Goldgeschmeide nach Hause. Er hatte wahnsinnig Freude, mir an einem normalen Mittwochnachmittag ein Schmuckset für über 2000 Franken zu kaufen. Mir war

ganz schlecht. Gleichzeitig gefiel es mir auch. Wer tut schon so etwas?

Ich glaube, er hatte keine Ahnung, wie hoch unsere laufenden Kosten waren, das erledigte alles ich. Ich versuchte auch gar nicht, ihn da einzubeziehen, weil ich wusste, das geht nicht. Aber eigentlich haben wir selten über Geld gestritten.

Wir hatten keinen Ehevertrag, also wurde bei der Scheidung alles hälftig aufgeteilt. Wie sollte ich beweisen, dass ich viel mehr berappt hatte? Leer geschluckt aber hab ich vor allem, weil er mir keinen Rappen Unterhalt für die Kinder – damals acht und zwölf – bezahlen musste. Die Richterin meinte, ich verdiene zu gut. Inzwischen haben wir selten Kontakt, aber wenn, bewirbt er die Kinder und mich

«Das Problem war, dass ich rackerte, das Geld heimbrachte und er es ausgab.»

fürstlich wie eh und je, jetzt allerdings auf seine Rechnung. Wir lachen viel, aber ich bin sehr froh, dass ich nicht mehr für ihn mitverantwortlich bin.

Alte Rollenklischees sind mächtig. Auch wenn es vordergründig kein Problem ist, dass die Frau mehr verdient als der Mann, kommen auf Dauer beide Seiten selten unbefangen damit zurecht. «In unserer materialistischen Kultur liegt es nahe, Geld zu einem Massstab für den eigenen Wert zu machen», sagt Rolf Haubl, Professor für Soziologie an der Universität Frankfurt. «Menschen, für die Geldwert gleich Selbstwert ist, haben ein besonderes Problem damit, wenn der Partner mehr verdient. Und traditionell sind das die Männer.»

Die Ahnungslose: Carla R., 36, kaufmännische Angestellte — Solang wir beide arbeiteten und getrennte Kassen hatten, fiel mir nicht auf, dass mein Mann mit Geld nicht umgehen konnte. Dann wurde ich schwanger, und wir heirateten, beide viel zu jung. Als freiberuflicher Grafiker verdiente er manchmal mehr, manchmal weniger, viel war es nie. Er verstand nicht, dass wir uns mit dem Kind weniger leisten konnten. Wenn ich heute zurückdenke, wofür er sein Geld ausgab, empfinde ich es irgendwie als liebenswert. Er kaufte Dinge, die ihn spontan begeisterten, eine Zeichnung oder ein wertvolles altes Buch, nie teure Kleider oder anderen Luxus für sich. Aber dass wir nun eine Tagesmutter bezahlen mussten, ging ihm nicht in den Kopf. Er war ein Träumer und sah mich traurig an, wenn ich über seine Ausgaben schimpfte. Es machte mich rasend, genauso wie das ungemachte Bett und die dreckigen Fenster. Das war ihm alles nicht wichtig. Er war nicht faul, er sah es einfach nicht. Ich wurde ein Nörgelmonster und konnte mich immer weniger leiden. Als

er fremdging, reichte ich die Scheidung ein. Der Seitensprung war nicht der Grund, nur der Auslöser. Wenige Jahre nach der Scheidung waren wir wieder sehr herzlich miteinander. Ich mochte ja seine unaggressive Weltfremdheit und Verspieltheit. Aber er war danach klug genug, keine Familie mehr zu gründen.

Bei Geldstreitereien sind nach einer Studie der University of Wisconsin beide Partner «irrational, verbissen und kindisch». Denn leider sind sowohl Männer wie Frauen felsenfest davon überzeugt, sich in Sachen Geld besser auszukennen als der Partner. Selten ist ihnen die Tatsache bewusst, wie sehr ihre finanzielle Einstellung vom Elternhaus geprägt ist. Wer, wie Carlas Ex-Mann, in sehr wohlhabenden Verhältnissen aufwuchs, wird es sein Leben lang unzumutbar finden, im Supermarkt nach Lebensmitteln zu greifen, auf denen der Kleber «Aktion» leuchtet. Ganz egal, ob das Konto überzogen ist oder nicht.

Der Fifty-fifty-Fan: Boris M., 26, Verkäufer in einem Sportgeschäft — Meine Frau und ich leben seit sechs Jahren zusammen, sie ist ein Jahr jünger. Sie ist Abteilungsleiterin, auch im Verkauf. Sie verdient mehr als ich, ich bin nur stellvertretender Leiter. Für mich ist das kein Problem, ich werde schon noch befördert. Wir haben seit sechs Jahren jeder sein Portemonnaie. Sie zahlt die Miete, ich zahle Krankenkasse, Auto und den Rest. Ich glaube, es ist ziemlich fair aufgeteilt. Ich weiss nicht, wie das wird, wenn einmal Kinder da sind. Dann zahlt wahrscheinlich der mehr, der mehr verdient, ich weiss das noch nicht. Bei mir zu Hause war Geld schon ein Thema, aber nicht so schlimm wie bei Kollegen und in der Verwandtschaft. Dort wurde dauernd über Geld geredet. In der Familie meiner Frau sprachen sie kaum über Geld, es war mehr da. Meine Frau ist sparsam, ich nicht. Ich gebe mehr aus fürs Auto und so, ich habe einen Audi und eine Kawasaki. Sie fährt lieber mit dem Zug zur Arbeit. Es gibt deswegen nie Streit, weil eben jeder sein Geld hat.

Eine in der Regel glückliche Vereinbarung, die allerdings nur einfach zu handhaben ist, solange beide voll berufstätig und kinderlos sind. Sie wird zur hochkomplexen Tüftelei, wenn einer der beiden, meist die Frau, für den Nachwuchs das Arbeitspensum reduziert. Zahlt der Mann nun mehr für den Unterhalt? Wie wird die Hausarbeit entschädigt? Was ist mit ihrer AHV? «Die Ankunft von Kindern», sagt Klaus Heer, «stellt in einer Beziehung fast alles auf den Kopf. Neues Spiel – neue Regeln! Neue Regeln sind aufwendig, erfordern sorgfältiges Verhandeln und Formulieren. Die besten Erfahrungen mache ich mit schriftlichen Abmachungen. Sie sind klarer und verbindlicher als blosse Gespräche.» ○

Swiss Miss

Von Daniele Muscionico

Das ist sie, die Miss Schweiz 2012. Inoffiziell gewählt und subversiv mit einer Krone bestückt von dieser Kolumne: ein Mädchen wie ein Stück Konfekt. Ein blondierter Schopf am oberen Ende, nackte Haut, wo Barbie zusammengesteckt ist, und bestrickender Zuckerguss weiter unten zum guten End. Die schlafende Schöne ist zart wie ein Origami, und vor die Kamera getragen und aufgefaltet hat sie die Schweizer Fotografin Amanda Camenisch: Es ist ihr Gewinnerbild für einen Swiss Photo Award.

Gäbe es sie nicht, man müsste sie erfinden – die Swiss Photo Awards, einer der höchst-dotierten Fotopreise des Landes. Zum 14. Mal werden sie dieses Jahr anlässlich der EWZ-Selection in Zürich verliehen, und ohne hier Werbung dafür zu machen – und dabei doch laut zu trommeln –, darf man behaupten: Gegen alle Orakel ist der Anlass bereits in seinem 14. Jahr erwachsen geworden. Mit neuen Plattformen für Austausch und Vernetzung schmückt er nicht nur die Fotostadt an der Limmat, sondern ebenso seine Organisatoren. Als Circus maximus für Fotografen, Werber, Kuratoren, Verleger und anverwandte Orte ist er eine eigentliche Kreativwerkstatt.

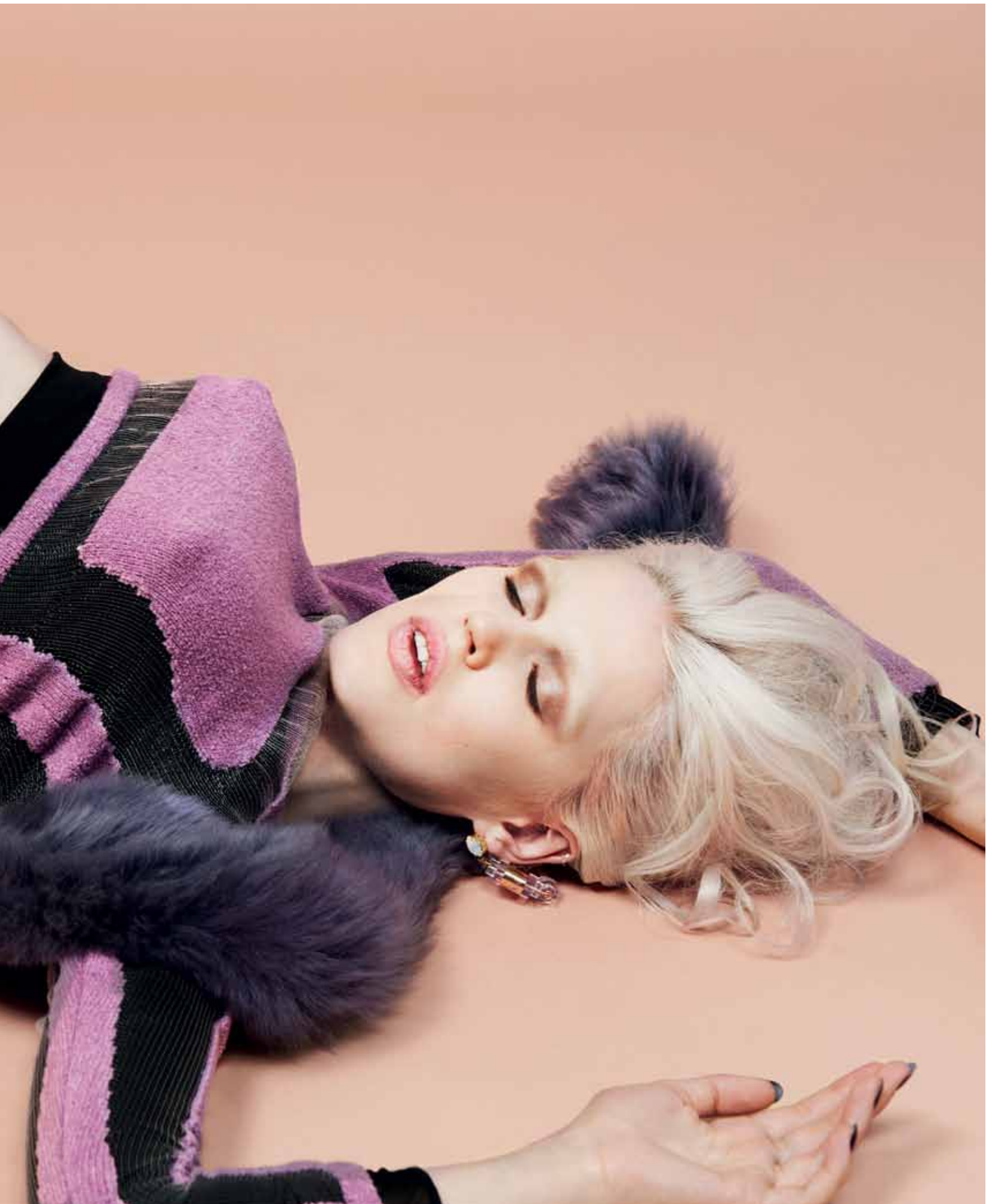
Die Swiss Photo Awards zeigen Schweizer Fotografie in ihrer ganzen Schaffensbreite, in der Werbung, der Mode, in der Architektur, in redaktionellen Bezügen und in der Kunst. Das Symposium von Fotografen für Fotografen wird getragen von den Medien, der Fotoindustrie, von Berufsverbänden, Museen, Galerien – kurz, von der Welt der Fotografie. Mit den Awards zeichnet eine Szene – längst totgesagt, doch quicklebendig wie selten – sich selber aus und ihr zähes Überleben.

Die Kategorie-Sieger sind bekannt. Amanda Camenisch zum Beispiel gewann in der Sektion Fashion/Beauty/Lifestyle. Wer den Hauptpreis ergattert wird, dotiert mit 15 000 Franken, das wird erst an der Eröffnungsnacht bestimmt. Und zwar von einer Experten-Trias erster Glaubwürdigkeit: von Madeleine Schuppli, der besonnen-verwegenen und auffallend erfolgreichen Direktorin des Aargauer Kunsthauses, dem Schweizer Star- und Porträtfotografen in New York, Henry Leutwyler, bekannt für seine Hommage namens «Elvis by the Presleys» – und von Jann Jenatsch, der als CEO der Bildagentur Keystone für Souveränität und den zeitlos gültigen Blick bürgt. – Augen auf, dem Bild gehört die Zukunft!

EWZ-Selection: 17. bis 28. Mai, Zürich
www.ewzselection.ch/



Zart wie ein Origami: inoffizielle Miss Schweiz 2012, inszeniert von Fotografin Amanda Camenisch.



Belletristik

- 1(2) **Nicholas Sparks: Mein Weg zu dir** (Heyne)
- 2(1) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand** (Carl's Books)
- 3(3) **Jussi Adler-Olsen: Das Alphabethaus** (DTV)
- 4(–) **Martin Walker: Delikatessen** (Diogenes)
- 5(5) **Sarah Lark: Die Tränen der Maori-Göttin** (Bastei Lübbe)
- 6(4) **Franz Hohler: Spaziergänge** (Luchterhand)
- 7(6) **Daniel Glattauer: Ewig Dein** (Deuticke)
- 8(7) **Andrea Camilleri: Das Ritual der Rache** (Bastei Lübbe)
- 9(–) **Jussi Adler-Olsen: Erlösung** (DTV)
- 10(–) **Paulo Coelho: Aleph** (Diogenes)

Sachbücher

- 1(–) **Christoph Fasel: Samuel Koch – Zwei Leben** (Adeo)
- 2(1) **Philippe Pozzo di Borgo: Ziemlich beste Freunde** (Hanser)
- 3(2) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (Hanser)
- 4(4) **Pierre Dukan: Die Dukan-Diät** (Gräfe und Unzer)
- 5(–) **Nik Hartmann: Über Stock und Stein 4** (Faro)
- 6(3) **Pascal Voggenhuber: Die geistige Welt hilft uns** (Giger)
- 7(6) **Michèle Binswanger, Nicole Althaus: Macho-Mamas** (Nagel & Kimche)
- 8(–) **Gian D. Borasio: Über das Sterben** (C.H. Beck)
- 9(5) **Kurt Lauber: Der Wächter des Matterhorns** (Droemer Knaur)
- 10(–) **Ueli Bernold: Grill-Ueli** (Fona)

Apropos: Deutschlands Rache

Wenige Tage nachdem die SVP-Nationalrätin Natalie Rickli in einem Lokalsender eine Ventilklause für Deutsche verlangte und die grossen deutschen Medien ausgiebig auskosteten, endlich auch einmal ein Diskriminierungsopfer zu sein, wählten die deutschen Fernsehzuschauer einen Schweizer zu ihrem nächsten Superstar. Luca Hänni heisst der Jüngling von Bohlens Gnaden, ein Maurerlehrling aus Uetendorf im Berner Oberland. Ist das ein Zeichen der Versöhnung seitens der Deutschen? Im Stile von: «Wir finden es gar nicht so schlimm, wenn ihr uns nicht mögt»? Vielleicht. Man kann Hännis Sieg allerdings auch als Racheakt interpretieren. Bohlens Superstars dienen den Deutschen in erster Linie als Belustigungsmaterial: Erst kann man sich an ihren erfolglosen Karrieren ergötzen, dann an öffentlich ausgetragenen Beziehungskonflikten, dann an einem verzweifelten Auftritt in den Niederungen des Dschungelcamps. Und dafür soll nun der Schweizer herhalten. Wahrlich ein harter Schlag! (rb)

Trüffelschweine für verschollene Sounds

Das US-Rockduo The Black Keys schnüffelt nach entlegenen Schätzen der Rockmusik und stösst dabei auf jede Menge Zukunft. Von Thomas Wördehoff

Das muss Heimat sein, wenn man darüber nachdenkt, ohne gleich in Tränen auszubrechen – eine einzigartige Gleichzeitigkeit von Hässlichkeit und Anmut. Patrick Carney beispielsweise gerät ins Schwärmen, wenn er an Akron, Ohio, denkt: «Ich vermisse Akron. Eigentlich ein wirklich cooler Ort mit wirklich coolen Leuten.» Und mit coolen Hamburger-Lokalen. «Für mich ist das ideale Restaurant zugleich ekelhaft und grossartig. Man fühlt sich krank, wenn man dort gegessen hat – und gleichzeitig reich beschenkt.» Und das gibt es so nur in Akron. «Nirgendwo sonst wird man derart oft von Ex-Sträflingen bedient», ergänzt Carneys Kollege Dan Auerbach verzückt. «Während sie dir den Hamburger servieren, kannst du ihre durchgeknallten, meist rassistischen Tätowierungen auf den Armen bewundern.»

Patrick Carney und Dan Auerbach begreifen noch immer nicht recht, dass sie der fahlen Reifenmetropole (Firestone, Goodyear) im Rust Belt doch entkommen konnten. Vor gut zehn Jahren hatten sie per Zufall eine Band gegründet und einen ersten Auftritt in der «Beachland Tavern» in Cleveland ergattert, mit überschaubarer Resonanz. Acht Besucher hatten sich damals eingefunden – Schwamm drüber! Denn inzwischen spielen The Black Keys weltweit vor Zigtausenden in grossen Arenen wie dem New Yorker Madison Square Garden (das letzte Konzert war innert fünfzehn Minuten ausverkauft) und besetzen mit ihren Alben international obere Chart-Positionen. «Eines Tages gehst du auf die Bühne, schaust ins Publikum, und plötzlich sitzen da 65 000 Menschen. Als würde man in den Spiegel schauen und feststellen, dass man gerade grau geworden ist», meint Carney, und seine Fassungslosigkeit ist nicht gespielt.

Fest entschlossen, ihren Erfolg unter Vermeidung üblicher Hilfsmittel wie schriller Kleidung, Image und Allüren zu erreichen, legte das Duo los, quasi «unter dem Radar» (*Guardian*) der üblichen Medienfeuerwerke. Für den eher stoischen Gitarristen und Sänger Dan Auerbach bilden Hartnäckigkeit, Fleiss und ein zuverlässiges Auto die Grundlagen jeglichen Triumphs: «Wir haben mehr Stunden damit verbracht, zu den abgelegensten Orten zu fahren, als irgendwer sonst, den ich kenne.»

Dass sie aus jener Abgeschiedenheit staubiger Provinznester tatsächlich in die grossen Hallen der internationalen Metropolen aufbrechen konnten, grenzt da fast an ein Wun-

der. Denn was Auerbach und Carney auf ihren bislang acht Alben abgeliefert haben, hat nichts mit dem aerodynamisch gegeltem Styling zielgruppensicherer Pop-Produktionen zu tun. The Black Keys zelebrieren unaufwendigen Rock 'n' Roll vom Feinsten – so schäbig, klapprig, unverwüstlich wie der schaurig-schöne Plymouth Grand Voyager Minivan, Baujahr 1974, der das Cover ihres neuen Albums «El Camino» schmückt. Von den nostalgischen Unverbindlichkeiten mancher Retro-Bands ist die Zwei-Mann-Truppe indes meilenweit entfernt.

Unverwechselbare Songs

Zusammen mit ihrem Produzenten Danger Mouse, einem der neuen Tüftler an den Mischpulten (Norah Jones, Gorillaz, Beck), erweisen sich The Black Keys als wahre Trüffelschweine beim Aufsuchen entlegener Soundgefilde. Mal spüren sie verschollene Flötenstimmen aus dem Arsenal von 70er-Jahre-Funk-Scheiben auf, mal die längst vergessene Technik der Talkbox-Aufnahmen – der Spieler moduliert die Tonhöhe seines Instruments durch Mundbewegungen mit einem Schlauch. Zudem teilen diese drei Musketiere des Rock eine schier grenzenlose Entdeckerfreude für übersehene Fossile der Rockmusik und des Rhythm and Blues.

Der gute Geist so obskurer Giganten wie etwa der Blues-Legende Junior Kimbrough, eines spröden Lakonikers des Delta Blues, scheint ebenso durch die Songs der Black Keys zu spuken wie der wehmütig-wuchtige, fast opernhafte Soul von Jerry Butler, einem längst verblichenen Troubadour der Sixties und Vorläufer der Walker Brothers. Einige Drumbeats erinnern gelegentlich an den Glam-Rock Gary Glitters, dann wieder meint man die androgyn schillernden Echos von T. Rex' Vocals gehört zu haben; all das gerinnt jedoch nie zu einem indifferenten Brei klebrig-sentimentaler Zitate. The Black Keys und ihr Producer – alle ungefähr Anfang dreissig – erfinden sich vielmehr ihre sechziger und siebziger Jahre nach eigenem Belieben neu. Völlig hemmungslos und ohne Scheu vor schlechtem Geschmack schaffen sie das Kunststück, nie hinter ihren Vorbildern zu verschwinden, sondern sich mit ihren unverwechselbaren Songs oft genug vor sie zu stellen.

Den Vogel abgeschossen hat freilich Keys-Frontmann Dan Auerbach, als er sich im vergangenen Jahr mit einem der ganz Grossen zusammentat, einem, der sein Dasein schon viel zu lange auf der Reservebank des Musikbusiness



Hartnäckigkeit und Fleiss: Patrick Carney (r.) und Dan Auerbach von The Black Keys.

fristen muss. Malcolm John Michael Creaux «Mac» Rebennack alias Dr. John hat seine Triumphe längst hinter sich («Such a Night», «Iko Iko», «Right Place Wrong Time») – und wartet seit Jahren in New Orleans hinter seinem Klavier auf die Herausforderung, die ihn als Pianisten, Sänger und Songwriter zurück in die Umlaufbahn grosser Musik schiessen würde.

Das wahre Genie des Dr. John

Es war Enkelin Karla, die den 71-Jährigen zurück auf den Pfad künstlerischer Tugend führte: Sie riet dem Grossvater, doch mal eine Zusammenarbeit mit den Black Keys (schwarze Tasten!) zu wagen. Doch Dan Auerbach war dem Ansinnen zuvorgekommen und hatte den Alten von sich aus kontaktiert. Ironie des Schicksals war, dass ausgerechnet der Jungproduzent Auerbach den genialischen Tastenlöwen Rebennack ersuchte, für das gemeinsame Album auf das gewohnte Klavier und diesen unverwechselbaren rollenden Piano-Sound zu verzichten. Was wäre Dr. John wohl ohne sein Markenzeichen?

Ein Jahrhundertmusiker wie zuvor – nur versteht man nach dieser Frischzellenkur endlich auch sein wahres Genie. Auerbach umgab ihn für das neue Werk mit einer Band junger Musiker und verordnete dem Doctor eine Far-

fisa-Orgel und jede Menge surreal-bizarrer Sounds. Spurensucher Auerbach mischte dem Sound des Pensionärs eine Prise äthiopischen Jazz und türkische Psychedelika unter, hie und da rau produzierte Anklänge an währschafte Bluegrass-Hymnen und vor allem: jede Menge Spielfreude. Was Dr. John mit seiner immer noch brodelnden Rasselstimme und seinem krähenden Elektro-Örgelchen ablässt, ist dazu angetan, jeden Saal in einen schwitzenden Hexenkessel zu verwandeln. «Locked Down» ist nicht nur das «jüngste» Album seiner Karriere, es ist eine der frischesten und inspiriertesten Produktionen des Jahres geworden – und sicher ein heisser Kandidat für die nächste Grammy-Kür.

Fortschrittsbewegte Trendscouts mögen einiges gegen die sogenannte Retro-Welle vorbringen, doch solange Musiker wie Dan Auerbach, Patrick Carney und ihr Clan mit ihrem musikantischen Drive solche Impulse setzen können, ist das Datum ihres musikalischen Equipments zweitrangig. Heimat ist schliesslich dort, wo das Herz klopft. Das muss nicht Akron sein. Man kann sein Domizil auch im Rhythm and Blues finden.

The Black Keys: El Camino (Nonesuch)
Dr. John: Locked Down (Nonesuch)

Jazz

Hommage an eine grosse Unbekannte

Von Peter Rüedi

Wenn eine Sängerin zu einer Hommage an eine andere ansetzt, erhofft sie (oder ihr Produzent) sich vom Vorbild zusätzliche Schubkraft und Wind in den Segeln. Das kann schon mal Peinlichkeiten zeitigen, wenn das Gefälle zwischen der Absenderin und der Adressatin solcher Ehrbezeugungen allzu gross ist oder wenn etwas imitiert werden soll, was nicht zu imitieren ist. So schiebe ich die CD, welche die kanadische Sängerin Terez Montcalm im Untertitel «Songs for Shirley Horn» nennt und im Titel «Here's to You» (nach einem mit der Horn eng verbundenen Song: «Here's to Life»), mit einigem Zögern in den Player. Gibt es doch kaum eine Vokalistin, bei der sich Imitation zwingender verbietet als bei dieser unerreichten Meisterin in der Kunst der Ballade. Bei Shirley Horn ist alles Essenz und nichts Attitüde. Wenn diese Rekordhalterin in Langsamkeit, sich selbst am Piano begleitend, ihre Standards so nach innen zieht, dass die banalsten Lyrics leuchten, als hätte Rilke sie geschrieben oder Dorothy Parker (von der stammt tatsächlich der Song «How Am I To Know») – wenn sie bei ihren musikalischen Reisen auf den Grund aller Gefühle mehr Pausen singt als Noten und sich die letzten Spuren von Kunstfertigkeit abschminkt, wird das Resultat so endgültig, dass jede Nachahmung zum lächerlichen Unternehmen würde. Die eben vermeidet Montcalm bravourös.

Die 48-Jährige kommt mit ihrer höheren, muskulöseren Stimme aus einer anderen Ecke, nennt sich gern eine «Jazzlerin mit Rock-Attitüde». Auch sie lässt sich mit den Horn-Vorlagen viel Zeit, aber sie denkt nicht daran, das dunkle Timbre des Originals zu kopieren oder die Kunst der kleinen Ausschläge (bei Shirley spielte sich alles innerhalb von zwei Oktaven ab). Grosse Klasse ist ihre Ad-hoc-Band: mit Shirley Horns langjährigem Drummer Steve Williams als authentischem Missing Link, Rufus Reid am Bass, Gil Goldstein am Piano und gelegentlich Ernie Watts am Tenor und Roy Hargrove an der Trompete. Eine sehr schöne CD, die als Nebeneffekt auch die Neugier auf das Original Shirley Horn wieder anfacht.



Terez Montcalm: Here's to You. Songs for Shirley Horn. Verve Universal 2780143

«Solche Ideen hatte ich nie»

Albert Speer plant Millionenstädte und macht Konzepte für Sportanlässe. Dass er oft auf seinen Vater angesprochen wird, den Architekten Hitlers, nervt ihn. Von Rico Bandle und Lukas Maeder (Bild)

Sie konzipieren gigantische städtebauliche Projekte. Für Kairo haben Sie kürzlich eine Studie für die Olympischen Spiele 2024 erstellt. Ist das durchführbar?

Aus politischen Gründen ist dies im Augenblick natürlich kein Thema, aber in der Zukunft. Olympische Spiele sind zu Motoren der Stadtentwicklung geworden, wie man in München oder Barcelona sehen konnte.

In der Regel kosten solche Grossveranstaltungen viel, und am Schluss bleiben unbenutzte Ruinen. Zuletzt bei der Fussball-WM in Südafrika.

Das stimmt. Bei unserem Projekt für die Fussball-WM 2022 in Katar wird dies nicht geschehen. Die Stadien passen in die Landschaft, sind ökologisch und nachhaltig.

Eine WM in der Wüste, bei der man Stadien kühlen muss, kann man doch nicht als ökologisch bezeichnen!

Doch. Die Energie kommt von der Sonne. Und die Infrastruktur ist so konzipiert, dass nach der WM alles wieder zurückgebaut wird, damit nur übrigbleibt, was für die Bevölkerung sinnvoll ist. Einen Teil der Infrastruktur kann man dann verschenken, zum Beispiel 170 000 Sitzplätze, mit denen man in Afrika oder Asien kleine Stadien bauen kann.

In der Schweiz können grosse Bauprojekte kaum mehr umgesetzt werden, zu kompliziert ist das demokratische Verfahren mit all den Einsprachemöglichkeiten.

Wenn ein Projekt scheitert, sind nicht die demokratischen Verfahren schuld, sondern die Planer, die Politik und die Verwaltung. Ein Kongresshaus oder ein Fussballstadion kann nicht umgesetzt werden, wenn sich diese Stellen zu wenig Zeit nehmen, auf die Bedürfnisse der Bevölkerung einzugehen. Man kann den Leuten nicht einfach ein Projekt vor die Nase setzen und erwarten, dass sie dann zustimmen. Es gibt aber auch positive Beispiele: Beim KKL Luzern hat man die zeitraubende und kostspielige Vorbereitung sehr intensiv und intelligent durchgeführt.

In China bauen Sie einen neuen Stadtteil für eine halbe Million Einwohner, in Saudi-Arabien oder in Ägypten sind Sie für Projekte verantwortlich, die in ihrer Dimension in Europa gar nicht möglich wären. Der mühsame demokratische Prozess bleibt Ihnen in diesen Ländern erspart. Ein Traum für einen Stadtplaner?

Sie machen sich eine falsche Vorstellung. Wir binden immer alle betroffenen Bevölkerungsgruppen, die Universitäten und die Geschäftsleute bei der Planung ein. In Alexandria zum Beispiel konzipieren wir einen Zukunftsplan 2032 für fünf bis sechs Millionen Einwohner. Das Bedürfnis der Bevölkerung, sich zu beteiligen, ist riesig. Früher war das in einem Land wie Ägypten nicht möglich.

Die Architekten mit den grossen Visionen wie Le Corbusier hegten gewisse Sympathien für totalitäre Regime, nur dort konnten sie ihre Pläne für eine neue Form des Zusammenlebens umsetzen.

Solche Ideen hatte ich nie. Die Architekten und Planer von AS&P haben sich immer als Dienstleister und auch als politische Berater verstanden. Die Vorstellung, städtebauliche Visionen nach ästhetischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Kriterien umsetzen zu können und damit einen «neuen Menschen» zu erschaffen, hat sich als Irrweg erwiesen. Alle derartigen Projekte sind gescheitert.

«Aus der Kinderperspektive, damals auf Obersalzberg, war Hitler ein netter Onkel.»

Wenn Sie in Changchun (China) eine riesige «Ecological City» planen, wie wollen Sie wissen, ob dies den Bedürfnissen der dortigen Bevölkerung entspricht? Eine Ecological City ist doch eine westliche Fantasie.

Sie überschätzen bei weitem unseren Einfluss. Die Chinesen haben eine über 5000-jährige Kultur, auch eine ausgeprägte Stadtkultur. Wir haben uns im Vorfeld der Olympischen Spiele in Peking intensiv mit der chinesischen Stadtgeschichte auseinandergesetzt. Dabei haben wir auch ein über 2000 Jahre altes Schriftstück gefunden, in dem sehr kluge Leute geschrieben haben, wie eine chinesische Stadt auszusehen hat. Zum Beispiel steht darin, eine Stadt dürfe nicht grösser werden als die Fähigkeit des Umlandes, sie zu ernähren. Das ist ein unglaublich ökologischer Ansatz. Unsere wichtigste Aufgabe ist es, Know-how zu liefern und die Leute vor Ort zu beraten. Was dann von unseren Ideen umgesetzt wird, darüber entscheiden wir nicht.

Andere ehrgeizige Projekte für ökologische Städte in der Wüste sind gescheitert.

Die Ecological Cities, die man in den Medien immer wieder sieht, sind darum gescheitert,

weil sie nicht realistisch sind: Zum Teil musste jeder Einwohner mit mehreren hunderttausend Dollar subventioniert werden, da die Infrastruktur dermassen teuer ist. Das kann langfristig nicht funktionieren.

Sind Sie sicher, dass sich die Menschen in den von Ihnen geplanten Städten wohl fühlen?

Sicher sein kann man nie. Aber das kann man auch nicht, wenn man in Europa plant – da sehe ich keinen Unterschied. Jeder neue Stadtteil braucht eine Generation, um vollständig akzeptiert zu werden. Die Menschen müssen sich einleben, die Bäume müssen wachsen. In Europa planen wir allerdings keine neuen Stadtteile mehr, da die Städte gebaut sind.

Was unterscheidet Ihre Arbeit genau von der eines Architekten wie Le Corbusier oder Ihres Vaters, die riesige Visionen umzusetzen versuchten? Ihre Projekte sind ja zum Teil weit grösser.

Unser Anspruch ist es, Städte zu entwickeln, die für die Bürger einer bestimmten Kultur und in einer bestimmten Landschaft attraktiv sind. Wir wirken oft im Hintergrund und organisieren. Wir haben zum Beispiel in den letzten vierzig Jahren das Bild Frankfurts mit unseren Planungen wesentlich verändert. Das weiss aber kaum jemand.

Ein grosses Thema in der Schweiz ist das verdichtete Bauen. Ist das zukunftsfähig?

Ja. Es kommt aber stark darauf an, wie man das macht. Es werden immer noch Flächen zum Beispiel in neuen Gewerbegebieten verschwendet. Nur wenn die Qualität des Produkts und die soziale Mischung stimmen, kann verdichtetes Bauen funktionieren.

Wie verhindert man, dass man in dreissig Jahren nicht über unsere heutigen Bauten sagt, sie seien Schandflecken?

Das kann man nicht verhindern. Jede Generation macht ihre eigenen Fehler. Aber wir haben mit den Fehlern zu leben gelernt und integrieren diese in das Leben. Das Problem sind weniger die möglichen Fehler, als die Verwaltungen: In den letzten Jahrzehnten sind sie sehr bürokratisch geworden, inflexibel. Wenn grosse Projekte scheitern oder die Kosten aus dem Ruder laufen, so liegt dies in der Regel weder am Architekten noch an der Bürgerbeteiligung, sondern daran, dass in den aufgeblähten Verwaltungen niemand mehr die Übersicht hat.

Sie sagen immer wieder, dass es Sie nervt, dass Sie stets auf Ihre Familiengeschichte angesprochen werden. Weshalb haben Sie nicht den Namen gewechselt, damit nicht gleich jeder die Verbindung zu Ihrem gleichnamigen Vater macht?

Auf den Gedanken bin ich nie gekommen. Man ist der Sohn seines Vaters. Was mich nervt, ist, dass sogar im Alter von 77 Jahren die Leute noch meinen, dass ich der Junior

sei. Mittlerweile habe ich mein berufliches Leben fast hinter mir, auf das ich stolz bin. Und das hat mit dem Vater gar nichts zu tun. Vor sieben Jahren habe ich im Film «Speer und er» alles über meinen Vater und meine Kindheit erzählt, mehr gibt es nicht darüber zu sagen.

Die Faszination, dass hier ein Mann steht, der als Kind mit Hitler gespielt hat, ist gross. Können Sie das nachvollziehen?

Ja sicher. Im täglichen Dasein, bei der Arbeit oder beim Umgang mit Kunden spielt das aber keine Rolle. Und ich bin ein Mensch, der lieber nach vorne schaut als nach hinten.

Als Kind haben Sie Hitler positiv erlebt. Sie sagten einmal, er sei wie der gute Onkel gewesen.

Ja, aber das darf nicht falsch verstanden werden. Aus der Kinderperspektive, damals auf Obersalzberg, war er ein netter Onkel. Als Kind kümmert man sich nicht um die Weltgeschichte.

Mit der Verurteilung Ihres Vaters beim Nürnberger Prozess haben Sie zu stottern begonnen.

Ob das Stottern zeitgleich mit der Verurteilung begann, weiss ich nicht mehr. Nach dem Krieg mit all den Veränderungen hatte ich es sehr schwer. Ich habe gestottert. Irgendwie habe ich mich da rausgearbeitet, ich weiss selber nicht wie...

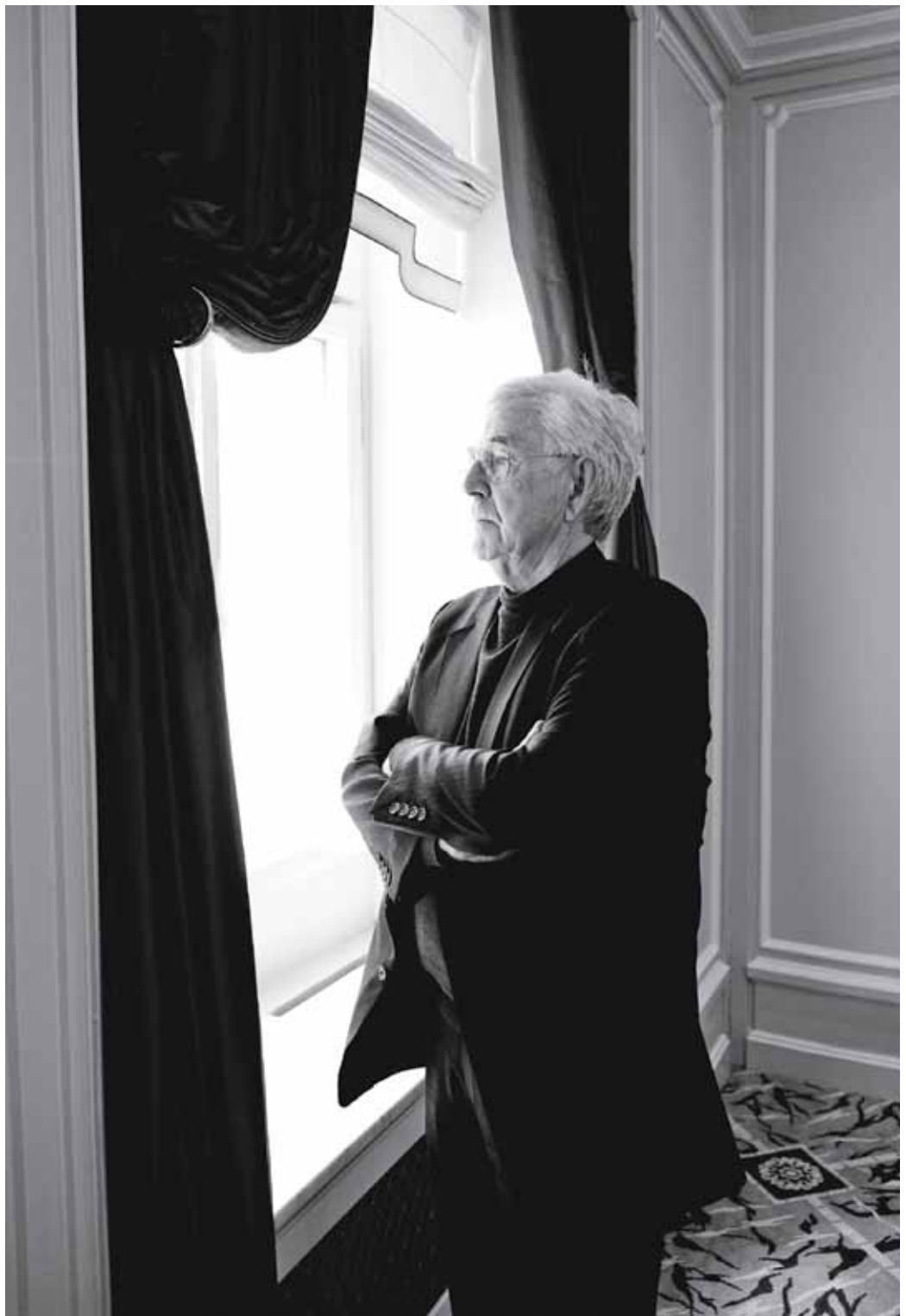
Heute merkt man vom Stottern nichts mehr.

Im normalen Gespräch nicht. Wenn ich mich aufrege oder vor einem grossen Auftritt stehe, habe ich nach wie vor Angst, nicht reden zu können. Ich habe eine Sensibilität dafür entwickelt, zu merken wenn andere Leute mit der Sprache ihre Schwierigkeiten hatten. Zum Beispiel ist mir aufgefallen, dass Max Frisch gestottert hat, Karajan auch. Das hört aber nur jemand, der das selbst kennt. Die Angst, sich nicht ausdrücken zu können, die überwindet man nie vollständig.

Sie waren ein Schulversager, haben das Abitur erst auf dem zweiten Bildungsweg gemacht und stiegen zum weltweit gefragten Architekten und Professor auf. War Ihr Aufstieg auch eine Art von Trotz, im Sinne von: «Jetzt zeige ich es allen»?

Bestimmt. Am Anfang hatte ich nur eins im Kopf: Ich möchte selbständig sein. Unabhängigkeit und Freiheit sind riesige Begriffe für mich. Ende der 1960er Jahre in Libyen und in Algerien Städte zu planen, dafür gab es gar keinen Grund ausser meine Neugierde, andere Menschen, andere Kulturen kennenzulernen. Daraus ist ein Beruf geworden. Geplant habe ich das allerdings nicht.

In frühen Jahren haben Sie bei Wettbewerben Ihre Arbeiten zum Teil anonym



«Wenn ein Projekt scheitert, sind nicht die demokratischen Verfahren schuld»: Stadtplaner Speer.

eingereicht, damit man Sie nicht aufgrund des Namens beurteilt. Wie sehr haben Sie unter der Sippenhaft gelitten?

International überhaupt nicht. In Deutschland schon. In Berlin zum Beispiel wurden wir immer wieder systematisch übergangen, was ich ein Stück weit auch verstehen kann. Berlin ist bei der Stadtplanung schon sehr mit dem Namen meines Vaters verbunden.

Haben Sie sich dagegen gewehrt?

Nein, das wäre sinnlos gewesen.

Kommt Ihnen Ihre Lebensgeschichte manchmal unwirklich vor?

Ja. Unwirklich ist die eine Seite, ein gewisser

Stolz kommt inzwischen auch dazu. Dass ich gezwungen war, von null auf alles selbst aufzubauen, erachte ich heute auch als positiv. Kürzlich habe ich von der Technischen Universität in München einen Ehrenprofessor erhalten. Das hat mich sehr gefreut.

Albert Speer, 77, gehört zu den gefragtesten Stadtplanern der Welt. Er wuchs im «Führersperrgebiet» in Berchtesgaden (Obersalzberg) als ältestes von sechs Kindern auf. Nach einer Schreinerlehre holte er das Abitur nach, studierte Architektur, 1964 gründete er das heute weltweit tätige Architekturbüro Albert Speer & Partner (AS & P). Er lebt mit seiner Frau, der Schauspielerin Ingmar Zeisberg, in Frankfurt.

Top 10

Knorr's Liste

| | | |
|----|---------------------------------|-------|
| 1 | Sister | ★★★★☆ |
| | Regie: Ursula Meier | |
| 2 | My Week with Marilyn | ★★★★☆ |
| | Regie: Simon Curtis | |
| 3 | Chronicle | ★★★★☆ |
| | Regie: Josh Trank | |
| 4 | Un cuento chino | ★★★★☆ |
| | Regie: Sebastián Borensztein | |
| 5 | The Pirates! Band of Misfits | ★★★★☆ |
| | Regie: Peter Lord / Jeff Newitt | |
| 6 | The Lady | ★★★☆☆ |
| | Regie: Luc Besson | |
| 7 | The Hunger Games | ★★★☆☆ |
| | Regie: Gary Ross | |
| 8 | The Grey | ★★★☆☆ |
| | Regie: Joe Carnahan | |
| 9 | The Avengers | ★★★☆☆ |
| | Regie: Joss Whedon | |
| 10 | Battleship | ★★☆☆☆ |
| | Regie: Peter Berg | |

Kinozuschauer

| | | |
|--------|---------------------------------|--------|
| 1 (-) | American Pie: Reunion | 53 318 |
| | Regie: Jon Hurwitz | |
| 2 (-) | The Avengers | 31 827 |
| | Regie: Joss Whedon | |
| 3 (-) | The Lucky One | 7061 |
| | Regie: Julie Anne Robinson | |
| 4 (1) | Intouchables | 4481 |
| | Regie: O. Nakache / E. Toledano | |
| 5 (2) | Battleship | 3021 |
| | Regie: Peter Berg | |
| 6 (7) | The Hunger Games | 2659 |
| | Regie: Scott Hicks | |
| 7 (-) | Sister – L'enfant d'en haut | 2630 |
| | Regie: Ursula Meier | |
| 8 (6) | Türkisch für Anfänger | 2562 |
| | Regie: Bora Dagtekin | |
| 9 (3) | One for the Money | 2372 |
| | Regie: Julie Anne Robinson | |
| 10 (-) | My Week with Marilyn | 2140 |
| | Regie: Simon Curtis | |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

| | |
|--------|---------------------------------|
| 1 (-) | Sherlock Holmes II (Warner) |
| 2 (1) | Breaking Dawn (Ascot Elite) |
| 3 (2) | Krieg der Götter (Rainbow) |
| 4 (6) | Alvin und die Chipmunks 3 (Fox) |
| 5 (3) | Real Steel (Disney) |
| 6 (5) | In Time (Fox) |
| 7 (4) | Tim und Struppi (Sony) |
| 8 (7) | Killer Elite (Impuls) |
| 9 (8) | Zwei an einem Tag (Universal) |
| 10 (-) | The Darkest Hour (Fox) |

Quelle: Media Control



Familie als Kraftwerk: Zoobesitzer Mee (Matt Damon), Tierpflegerin Foster (Scarlett Johansson).

Kino

Die Seele des Sägens

Vor einigen Jahren kaufte ein Brite einen Zoo, und Hollywood machte daraus eine Heimwerker-Familienhymne. Von Wolfram Knorr

Er war ein Draufgänger, ein kühner Reporter, doch dann ist ihm seine Frau und die Mutter ihrer gemeinsamen Kinder Dylan (Colin Ford) und Rosie (Maggie Elizabeth Jones) gestorben. Seitdem hält es der Witwer und alleinerziehende Vater Benjamin Mee (Matt Damon) in der Stadt, den vier Wänden, im Beruf nicht mehr aus. Den 14-jährigen Dylan kriegt er nicht in den Griff und die geliebte Frau nicht aus dem Kopf. Er muss raus, weg, etwas wagen, ein Abenteuer – und stürzt sich in ein solches, was ihn fast Kopf und Kragen kostet: Er kauft, zur Entgeisterung seines Bruders Duncan (Thomas Haden Church), einen heruntergekommenen Zoo, weit weg auf dem Land. Zwar entlohnt der insolvente Vorbesitzer noch die übriggebliebenen Tierpfleger, zu denen Kelly Foster (Scarlett Johansson) gehört, aber dem Neubesitzer traut keiner was zu.

Die Frau fehlt

«We Bought a Zoo» von Cameron Crowe («Elizabethtown») gehört, wie Alexander Paynes «The Descendants», zu jenen neuen Hymnen auf die Familie, die lange einem schleichenden Verfallsprozess ausgesetzt waren und mit der Rückkehr konservativer Werte wieder an Einfluss gewinnen. Das US-Kino reagiert seit je rasch und zuweilen auch ge-

schickt auf Veränderungen. In «The Descendants» und «We Bought a Zoo» fehlt die Frau, das familiäre Zentrum, und das bewusst; denn erst durch diese Differenz wird die Familie als Kraftwerk erkennbar.

Cameron Crowe und Drehbuchautorin Aline Brosh McKenna («The Devil Wears Prada») gehen noch weiter, reagieren auf die beliebten TV-Doku-Soaps «Zoogeschichten» («Pinguin, Löwe & Co.» etc.) und auf die neue Do-it-yourself-Baulust – was ihnen auch leichtgemacht wurde.

Denn «We Bought a Zoo» beruht auf der wahren Geschichte des Briten Benjamin Mee, eines Maurers, der seine Liebe zu den Tieren entdeckte, Psychologie studierte, ein tierpsychologisches Buch verfasste, Guardian-Kolumnist wurde und sich mit Frau und Kindern entschloss, einen vergammelten Zoo in Dartmoor (Grafschaft Devon) mit 250 exotischen Tieren zu kaufen. Er wäre fast gescheitert, hielt eisern an seinem Traum fest, setzte ihn durch. Heute zieht der Dartmoor Zoo viele Besucher an, Mee schrieb ein Buch, und die BBC machte eine mehrteilige Doku-Soap daraus.

Kitschfreier Matt Damon

Eine Steilvorlage für die Traumfabrik: Träume und Tiere sind die idealen Zutaten für ein Familien-Hohelied (der frühe Tod der

Frau ist Hollywood-Dramaturgie). Vierbeiner lassen Kinderherzen höherschlagen und haben therapeutische Wirkung (der Konflikt zwischen Dad und Dylan löst sich mittels eines Löwen). Mee wandelt sich vom Beobachter zum Macher und entdeckt die Seele des Sägens und Klopfens beim Bau von Tier-Gehegen.

«We Bought a Zoo» wirkt, an Mees wahrer Geschichte gemessen, wie eine Landlust-selige «Daktari»-Version. Die Tierserie aus den späten 60ern gab vor, im afrikanischen Wameru-Reservat zu spielen, wurde aber, mit Clarence, dem schielenden Löwen, bei Los Angeles gedreht. Aber unsympathisch ist «We Bought a Zoo» nicht. Ein Rührstück, eine Hymne auf die Familie, klar, aber mit tollen Kindern und einem kitschfreien Matt Damon. ★★★☆☆

Weitere Filmstarts

The Cold Light of Day — Im Grunde ein wunderbarer Plot: Ein unbescholtener Zeitgenosse gerät aus Zufall oder wegen eines Missverständnisses zwischen die Fronten rivalisierender Geheimdienste oder in andere politische Machenschaften. Autor Eric Ambler («Die Angst reist mit») und Alfred Hitchcock waren wahre Meister auf diesem Gebiet. Der deutsche Titel von Amblers «Die Angst reist mit» war programmatisch für diese hohe Kunst des



Seltsamkeiten: «The Cold Light of Day».

Thrillers. Alles perdu. Greift heute einer den Plot ab, wird hirnloses Geballer für die YouTube-Kids daraus. Die Familie Shaw trifft sich zu einem Segeltörn in Spanien. Filius Will (Henry Cavill) findet nach einem Landgang nur noch ein leeres Schiff. Die Polizei ist keine Hilfe, nur seltsam; auch der Papa (Bruce Willis), der wieder auftaucht, ist seltsam; und noch seltsamer ist die CIA-Agentin (Sigourney Weaver), die einen ominösen Koffer will und sich wie eine Amokläuferin durchs nächtliche Madrid ballert. Der Mossad ist auch seltsam – und die Seltsamkeiten nehmen ihren seltsamen Lauf. Will kapiert nichts, der Zuschauer auch nicht. Ballern, hetzen, Autos kloppen. Das ist weniger seltsam. ★★★☆☆



Den Vogel abgeschossen: «Bel Ami».

Bel Ami — Guy de Maupassants wunderbare Gesellschaftssatire um den mittellosen Georges Duroy, der sich in die Pariser High Society hochschläft, wurde mehrfach verfilmt, immer im Ausland; am häufigsten in Deutschland (mit Johannes Heesters, dem Superschwerenöter [!], 1955). Alles Murks. Den Vogel aber schießt jetzt eine britische Version ab – mit Robert Pattinson als Boudoir-Player. Von Bettgeflüster kann bei dem «Twilight»-Schnarchsack allerdings keine Rede sein. Maupassant würde sich im Grabe umdrehen, könnte er den Untoten-Rammler in der Rolle sehen. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Ist es nicht sehr bedenklich, dass der neue Moderator von «Box Office», Lory Roebuck, den Film «Let Me In» als einen seiner absoluten Lieblingsfilme bezeichnet? Ein nach gerade mal zwei Jahren veröffentlichtes Remake des genialen Films «Let the Right One In» (dt. «So finster die Nacht»)?



C. D., Mauensee

Ästhetische Urteile sind – Gott sei Dank – immer subjektiv, und Remakes, egal wie alt, müssen nicht a priori schlechter sein als das

Original. In diesem Fall ist das Original aus Schweden die abgründigere Studie über Verlorenheit und Einsamkeit in einer sozial erkalteten Gesellschaft, da sind wir uns einig. Herr Roebuck sieht das anders, aber das muss nicht gleich «bedenklich» sein. Ich vermute, Sie beziehen das eher auf seine Funktion als Moderator des Kinomagazins und setzen gewisse Filmkenntnisse voraus, die über das aktuelle Kinoprogramm hinausgehen. Seien Sie nachsichtig!

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Im bösen Banker steckt ein guter Bauer

Von Rico Bandle

Läuft am Sonntagabend der «Tatort», also schauen auf SF 1 im Durchschnitt 380 000 Leute zu. Letzten Sonntag fiel der Krimi aus – und plötzlich schnellte die Zuschauerzahl auf 667 000 hoch. Wie ist das möglich? Das Schweizer Fernsehen zeigte zur «Tatort»-Zeit einen Schweizer TV-Film, der sämtliche Ingredienzen enthielt, die man für eine Schweizer Liebeskomödie zusammenklauben kann.

Eine sympathische alleinerziehende Bäuerin kommt mit ihren Kreditzahlungen nicht mehr nach und droht ihren Hof zu verlieren. Ein geschniegelter Banker («Wir sind eine Bank, kein Sozialamt») wittert seine Chance und will den alten Hof in einen Golfplatz umwandeln. Er fährt mit seinem schicken Sportwagen zur Bäuerin, verunfallt und verliert auf wundersame Weise sein Gedächtnis. Sie gibt ihm fortan vor, dass er ihr Mann und der Vater ihres Sohnes sei – dadurch, so glaubt sie, könne sie ihr kleines Paradies retten. Dass sich die beiden trotz ihrer anfänglichen tiefen Verachtung bald ineinander verlieben werden, versteht sich von selbst.

Hier die gutmütige Bäuerin, dort der skrupellose Karrierist von SWC Private Banking (als ob eine arme Bauersfrau je mit *Private Banking* in Berührung kommen würde...) – die Fronten sind in dieser kleinen Postkarten-Schweiz klar verteilt. Ebenso die Sympathien. Dass sich der Banker am Schluss fürs einfache Leben im Stall entscheidet und nicht etwa die hübsche Bauersfrau fürs Schickimicki-Stadtleben, steht ausser Diskussion.

Der Filmemacher Tom Gerber versuchte gar nicht erst, Klischees auszuweichen oder sich bei Kritikern mit etwas anzubiedern, was «künstlerischer Anspruch» genannt wird. Wenn schon ein TV-Schwank, dann richtig!, mag er sich gedacht haben. An dem ist nichts auszusetzen, im Gegenteil. Trotzdem hätten witzigere Dialoge und etwas mehr Tempo dem Film nicht geschadet.

Die wichtigste Erkenntnis aber bleibt: Die Schweizer mögen am Sonntagabend lieber kitschige Landromane als sozialkritische Milieukrimis.

Liebe und andere Unfälle.

Abrufbar unter www.schweizerfilm.sf.tv

Um die Wette funkeln

Der neue Diogenes-Verleger, Irina Beller im Fernsehen und Weltklasse-Schach im Zürcher «Savoy». Von Hildegard Schwaninger



Charmebolzen: Verlegersohn Philipp Keel.

Manche Menschen verkaufen sich gut. So auch Verlegersohn **Philipp Keel**, der jetzt als Nachfolger seines Vaters die Diogenes-Leitung übernimmt. Die Kurzbiografie, die der Diogenes-Verlag über den neuen Chef herausgibt, ist beeindruckend. Studium am Berklee College of Music in Boston, Regiestudium an der Hochschule für Fernsehen und Film in München, erfolgreich in der Werbung etc. Die Matura am Freien Gymnasium in Zürich hat der 1968 Geborene allerdings nicht geschafft. Erst später ging ihm der Knopf auf. 1998 brachte er seine Buchreihe «All About Me» heraus, mit drei Millionen verkauften Exemplaren ein internationaler Bestseller. Und ein Charmebolzen ist er auch. Seine prominenteste Eroberung soll die Schauspielerin **Catherine Zeta-Jones** gewesen sein. Bevor sie **Michael Douglas** heiratete.

Gibt es in der Schweiz noch jemanden, der **Irina Beller** nicht kennt? Mit der TV-Sendung «Die Ballkönigin und der Baulöwe» und der damit verbundenen Publizität hat sie ihr Ziel erreicht: bekanntwerden um jeden Preis. Einladungen beim Ehepaar Beller fühlen sich an wie Pressekonferenzen. Lauter Journalisten sind da. Und wenn irgendwo eine Kamera läuft, rennt Irina Beller ins Bild. So wird man berühmt. Zur Ehrenrettung der Boulevardreporter: Wenn die wichtigen und interessan-

ten Leute immer medienscheuer werden, kommen halt die Leute ins Fernsehen und in die Zeitungen, die weniger interessant sind und sich drängen. Nicht mit den Bellers im Bild sein wollte Hotelkönigin **Ljuba Manz**. Schliesslich gehörte ihr verstorbener Mann zur besseren Gesellschaft. Er war Zünfter und Mitglied der Gilde der Bombenwerfer. So verlangte Ljuba Manz vom Schweizer Fernsehen, dass man die Szene, wo sie als Gast von **Walter Beller** beim Kispi-Ball im «Baur au Lac» neben ihm sitzt, herausschneidet. Nun, dafür war es



Bekanntwerden um jeden Preis: Ehepaar Beller.

zu spät. So wurde das Gesicht von Ljuba Manz mit einem Raster verdeckt. Man sah nur ihre Brillanten. Die funkeln mit denen von Irina Beller um die Wette.

Kann es spannend sein, zwei Männern dabei zuzuschauen, wie sie viele Minuten nachdenken, ehe sie einen Zug am Schachbrett machen? Ja, es kann! Eine Woche dauerte die Zurich Chess Challenge; im Festsaal des Hotels «Savoy» war reger Betrieb, als sich der Russe **Wladimir Kramnik** und der Armenier **Lewon Aronjan** das Schachduell lieferten (es endete nach sechs Runden remis). Viele Kinder (eines erst vier), vor allem russische, waren da. Potenzielle zukünftige Meister des königlichen Spiels. Auch Grossmeister **Viktor Kortschnoi**, der im Aargau lebt, schaute vorbei. Hotelier **Manfred Hörger** strahlte: «Ich hatte einmal acht Schachweltmeister gleichzeitig im Haus.» Der Hotelier der Luxusklasse hat ein Herz für alle. Beim Getränkebuffet kostete ein Softdrink fünf Franken. Denn: Schachpublikum, das sind Mensa-Hirne (Mindest-IQ: 130), selten Grossverdiener. Kramnik und Aronjan sind zwei coole Männer, Kramnik war mit seiner Frau, einer hochgewachsenen, blonden Journalistin, da. Der 29-jährige Aronjan, sehr nonchalant, mit seinen Eltern.

Der Tenor **Peter Straka** ist seit dreissig Jahren Ensemblemitglied des Zürcher Opernhauses mit reger internationaler Gastspieltätigkeit. Auf seinen Reisen frönt er seiner Leidenschaft: dem Sammeln von Altem, Schönerem, Skurrilem. In Caracas, wo er den Siegmund in «Waldküre» sang, fand er die Skulptur einer ele-



Metallfäuste aus Tokio: Tenor Straka.

ganten Hand, von einem Gastspiel in Tokio brachte er Metallfäuste mit. Aus Amsterdam eine Schiffsschraube, aus Paris eine Ölkanne, ein Jugendstilelement aus Wien, ein Rehgeweih aus dem Prättigau. Unter den Freunden, die die Stücke beim Sänger zu Hause in Küsnacht bewunderten, war auch **Daphne Kielholz**, die Frau von Multi-VR **Walter B. Kielholz**, der die Art Poster Gallery in Zürich gehört. Sie ermunterte Straka, die Stücke bei ihr auszustellen und zu verkaufen. Am 5. Mai ist Vernissage. Guter Zeitplan: Peter Straka probt gerade in Zürich «Mathis der Maler».

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Pferd

Unser Kolumnist fährt von der Insel in die Tiefe der Schweiz sozusagen. Und hat News (oder Geschichten) über halbfette Namen. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Ibiza (wie Leser dieser Spalte wissen). Diesen Sommer wird ein «Cipriani»-Restaurant aufgehen, und zwar im «Gran Hotel», das sich in Marina Botafoch, dem neuen Hafen, und, sagt man, neuen sogenannten In-Viertel befindet.

MvH, für die, die es interessiert, ist ein Fan von Betrieben der Firma Cipriani. Es gibt zwar Leute, hört er, die streng urteilen (Restaurants von Cipriani – vorhanden in Venedig, New York und vier weiteren Städten – seien nicht mehr so gut wie sie einmal waren) respektive, die es stört, dass Giuseppe Cipriani, Chef der Gruppe, sowie sein Vater Arrigo, Oberhaupt der Familie, in Amerika verurteilt wurden, weil sie Steuern nicht zahlten. Das ist ernst zu nehmen; Ihr Kolumnist ist keiner, der findet, es sei in Ordnung, wenn Unternehmer «ein bisschen weit gehen», was «Steuroptimierung» betrifft. Er findet aber auch, ein Betrieb, der ein Lokal wie «Harry's Bar» in Venedig führt (gegründet 1931 von Giuseppe Cipriani, dem Vater von Arrigo), kann kein ganz schlechter sein. Ferner: Im «Downtown Cipriani» in Manhattan sassen, am Tisch neben meinem, einmal Sean «Diddy» Combs und Usher Terry Raymond IV (wer am Tisch neben meinem im «Downtown Cipriani» in Ibiza sitzen wird, lesen Sie dann hier).

Hier für die, die sich weniger machen aus halbfetten Namen bei Tisch, dafür nicht immer mehr ausgeben wollen für das Essen, MvHs Shortlist zu empfehlender Restaurants auf Ibiza, in denen man mit 80 Euro (100 Franken, für zwei Personen, *all in*, mit Wein, inkl. Trinkgeld) durchkommt: «Bidebide» (Tapas

und *pinchos* – *pinchos* sind fast das Gleiche wie Tapas, haben aber einen Spiess –, beste Küche der Insel), «Yemanja» (feinste und grösste Salate), «Bon Profit» (einfache, katalanische Speisen), «Bon Lloc» (frischer Fisch), «Destino» (katalanisches sowie nordafrikanisches Angebot). Und noch MvHs Shortlist zu empfehlender Restaurants in Zürich, in denen man mit 100 Franken durchkommt: (kein Eintrag, Entschuldigung).

In Bern war ich ebenfalls, wegen der nationalen Pferdemesse «Pferd» (noch bis 6. Mai). Auf der Homepage steht, in der grossen Arena würden «spannende Turniere, Shows und Abendprogramme» geboten. *Well, well, well...* als MvH dort war (Sonntag, 13.30 bis 14.30 Uhr oder so), gab es recht wenig Pferde zu sehen und von einem «Programm» kann man wirklich nicht schreiben (ausser einigen Lamas, die vorgeführt wurden). Die Verantwortlichen verstehen viel, was Tiere angeht, denke ich. Davon, wie man Menschen genug zeigt und bietet, verstehen sie weniger, so sieht es aus.

Wenn wir in Bern sind mit den Gedanken: Viele Einwohner ziehen sich nicht gut an, findet Ihr Kolumnist, der dort aufgewachsen ist. Doch die Mehrheit von Besuchern der «Pferd» beziehungsweise BEA, Berner Frühlingmesse, die gleichzeitig stattfindet, war noch schlechter gekleidet (darunter wahrscheinlich Leute aus anderen Orten, Kantonen) – Männer sollten nicht kragenlos aus dem Haus gehen (T-Shirts, mit oder ohne Aufdruck, sind für Buben). Frauen sollten Stücke wählen, die die Unvollkommenheit des Körpers verstecken (Leggins in Grösse 48 können nicht gehen). Plus: Tätowierungen muss heute niemand mehr zeigen, die Möglichkeit, solche zu entfernen (mittels Lasertechnik), ist gegeben.

Zum Schluss zwei Halbfette-Namen-Abschnitte: **David Weiss** ist gestorben vergangene Woche. Fischli/Weiss-Filme fand ich lustig, – von einigen anderen Werken, «How to Work Better» etwa, habe ich viel gelernt, «Do One Thing at a Time» etwa –, doch das meiste vom Kunstduo Fischli/Weiss habe ich nicht verstanden (Installationen zum Beispiel). Einmal sass ich neben Weiss während eines Essens in der Galerie von Simon de Pury in Zürich (gibt es nicht mehr); wir redeten über Los Angeles. Ich fand es schade, wie wenig er zu erzählen hatte (oder erzählte jedenfalls) von der Stadt und dem Land, in der/dem er lebte. Bevor er krank wurde, hatte ich ihn ab und zu abends gesehen, manchmal mit einem Groupie wahrscheinlich. Das fand ich in Ordnung. Ich meine, er war ein grosser Künstler, glaube ich.

Die gute Nachricht: **Philipp Keel**, mit dem ich ein wenig bekannt bin, wird neuer Diogenes-Verleger. Er ist der Richtige für den Verlag, den sein Vater gegründet hat, respektive für die Schriftsteller, die mit ihm zusammenarbeiten werden, denke ich.

Gesellschaft

Graf Mammo

Von Beatrice Schlag — Neue Erkenntnisse zu einem leidigen Thema.

Noch zu Beginn der achtziger Jahre war es in seriösen Zeitschriften verpönt, Frauen mit nackten Brüsten zu zeigen. Die Ausnahme waren scheinbar zwingende Illustrationen zu ernstesten Themen.



Damals hörte ich von einem *Spiegel*-Kollegen erstmals von «Graf Mammo». «Haben wir nichts über Graf Mammo?» war offenbar eine häufige Frage in der Redaktionskonferenz. Denn die Mammografie zählte zu den wenigen Themen, bei denen es statthaft war, das Foto einer jungen Frau mit nacktem Oberkörper zu zeigen, dekorativ zwischen einen Arzt und ein Röntgengerät gesetzt.

Der Wahrheitsgehalt von Anekdoten ist umstritten. Aber nach meiner Erfahrung mit Redaktionskonferenzen scheint sie ziemlich wahrscheinlich. Jedenfalls wurde in den achtziger Jahren ausgiebig über Mammografie berichtet, nicht nur im *Spiegel*. Über Hämorrhoiden hingegen ist bis heute in Politmagazinen praktisch nichts zu lesen, obwohl sie viel verbreiteter sind als Brustkrebs.

Zurück zur Mammografie. Vermutlich verdienten Ärzte jahrzehntelang mit keiner Untersuchung mehr Geld, ohne dass das Verhältnis zwischen Nutzen und Schaden näher bekannt war. Fest steht schon lange, dass die generelle Sterblichkeit bei Brustkrebs seit Einführung der Mammografie nicht relevant gesunken ist. Aber das erzählte einem kein Gynäkologe, man musste es selbst bei Graf Mammo nachlesen.

Vor wenigen Tagen erschienen nun zwei umfassende US-Studien mit klareren Daten, als sie bisher zur Verfügung standen. Sie besagen, dass für jede Frau zwischen 50 und 74, deren Krebstod dank Mammografie verhindert werden konnte, 146 eine fälschlicherweise positive Diagnose bekamen. Auf jedes durch die Röntgendiagnose ermöglichte zusätzliche Lebensjahr kamen 8,3 Fehldiagnosen, die zu unnötigen Biopsien, grossen Ängsten und manchmal chirurgischen Komplikationen führten. Die Empfehlungen der Studien: keine Mammografie vor 40, bis 50 nur auf Anraten des Arztes, danach im Normalfall höchstens alle zwei Jahre. Durststrecke für Graf Mammo.

Der Herr wird gestreift

Von Jürg Zbinden

1 — Ob längs oder quer, Streifen bieten dem Karo von jeher Paroli. Einen kühleren Sommerabend mildert der Rollkragenpullover für Fr. 220.–, der darüber geschlungene V-Neck-Pullover in Ecru kostet Fr. 199.–. Die lässig gekrempelten Shorts, schmaler als auch schon, in Navy Blue kosten ebenfalls Fr. 199.–, der Gürtel Fr. 120.–. Die geschulterte *duffle bag* kommt auf Fr. 650.– zu stehen, die kontrastroten Socken sind für Fr. 30.– zu haben. Das komplette Outfit stammt vom englischen Herrenausstatter Hackett. Hackett, Paradeplatz 4 in Zürich.

2 — Flip-Flops sind in optischer Hinsicht meistens ein Flop. Punkt. Aber Stilkritik hin oder her, sie halten sich noch hartnäckiger als weisse Socken. Nur sind sie nicht gemacht für den gealterten Herrenfuss und schon gar nicht für die Kombination mit Socken! Wenn Flip-Flops, dann bitte an gepflegten, wohlgeformten Jungfüssen. Das Modell in Rot-Weiss ist für Kinder, und es kostet Fr. 30.–. Die Flip-Flops für den ausgewachsenen Gentleman kosten Fr. 55.–. Hackett, Paradeplatz 4 in Zürich.

3 — Das Schweizer Traditionsunternehmen Zimmerli ist weltbekannt für seine luxuriöse Unterwäsche in schlichtem Design. Aber mit Zimmerli kann man dieses Jahr erstmals auch in den See, ins Meer oder einfach bloss ins Hallenbad. Die Swim-Shorts in Rot-Weiss kosten um Fr. 180.–. Das dazu passende Poloshirt kostet Fr. 175.–. Ein weiteres Modell im ebenfalls schwer angesagten klassischen Paisley-Muster, wiederum mit passendem Polo, ist ebenfalls im Sortiment von Zimmerli erhältlich. Im ausgewählten Fachhandel oder unter www.zimmerli.com.

4 — Eine Sporttasche soll geräumig sein, auf modischen Firlefanz kann sie getrost verzichten. Das Modell von Hackett hat einen maritimen Touch, ist aber nicht speziell für Saint-Tropez oder Marbella gemacht. Die Tasche kostet Fr. 260.–. Hackett, Paradeplatz 4 in Zürich.

5 — Die Bademode von Lahco überzeugt Herrn und Frau Schweizer seit Jahrzehnten, das heisst schon seit exakt neunzig Jahren! Die Swim-Shorts mit markanten Querstreifen kosten Fr. 179.–. Sie vereinen eine hohe Tragqualität mit pfiffigem Retro-Design, und erhältlich sind sie über www.lahco.ch oder im ausgewählten Sportfachhandel.

2



3



4



5



1



Am 1. Mai

Von *Andreas Thiel* — Wer im Steinhaus sitzt, sollte nicht mit Gläsern werfen.

Festredner: Genossinnen und Genossen! Der heutige Tag der Arbeit steht unter dem Motto: weniger Arbeit.

Zuschauer: Entschuldigen Sie, ich bin arbeitslos, und ...

Festredner: Aha! Da haben wir es. Irgend so ein Reicher, der zu viel arbeitet, nimmt Ihnen Ihre Arbeit weg.

Zuschauer: Äh, wer?

Festredner: Wenn alle weniger arbeiteten, würde Arbeit frei werden für solche, die gerne arbeiten möchten.

Zuschauer: Ich möchte aber eigentlich gar nicht arbeiten.

Festredner: Nein?

Zuschauer: Mein Nachbar hingegen möchte gerne arbeiten, darf aber nicht.

Festredner: Wieso nicht?

Zuschauer: Er ist Pole.

Festredner: Tja, die Arbeit reicht leider nicht für alle.

Zuschauer: Er würde sogar für ganz wenig Geld arbeiten.

Festredner: Dann sagen Sie ihm, er soll sofort wieder verschwinden von hier. Wir können in der Schweiz keinen brauchen, der bereit ist, für wenig Lohn zu arbeiten. Am Ende nimmt der Ihnen noch die Arbeit weg.

Zuschauer: Aber ich habe doch gar keine.

Festredner: Sehen Sie? Vermutlich hat Ihnen ein anderer Pole bereits die Arbeit weggenommen.

Zuschauer: Das glaube ich kaum. So schlecht bezahlte Arbeiten würde ich gar nicht erst annehmen. Deswegen bin ich ja auch arbeitslos.

Festredner: Weil Sie von Ihrer Arbeit nicht leben konnten?

Zuschauer: Ganz im Gegenteil, ich konnte sehr gut von meiner Arbeit leben.

Festredner: Was haben Sie denn gearbeitet?

Zuschauer: Ich war Investmentbanker.

Festredner: Äh. Und was machen Sie hier?

Zuschauer: Mir wurde gekündigt.

Festredner: Ah, dann ist es gut, dass Sie zu uns kommen. Wir kämpfen für mehr Arbeit für alle.

Zuschauer: Ich dachte, Sie kämpfen für weniger Arbeit?

Festredner: Ja, das auch, aber nur für diejenigen, die zu viel haben. Für die, welche zu wenig haben, fordern wir mehr.

Zuschauer: Mir wurde schon oft Arbeit angeboten. Aber keine war so gut bezahlt wie meine vorherige Arbeit.

Festredner: Wir kämpfen auch für mehr Lohn.

Zuschauer: Wie viel verdienen Sie denn?

Festredner: Ich, also, äh ...

Zuschauer: Können Sie gut davon leben?

Festredner: Die Gewerkschaft versucht natürlich, der Wirtschaft eine Leuchte zu sein und ist darum bemüht, grosszügige Gehälter auszahlend.

Zuschauer: Soll ich für Sie weiterreden?

Festredner: Wie bitte?

Zuschauer: Ich könnte doch Ihre Rede zu Ende halten. Dann müssten Sie weniger arbeiten, ich hätte wieder Arbeit, und wir könnten uns ihr Honorar teilen.

Festredner: Ich möchte meine Rede lieber alleine halten.

Zuschauer: Sie sind aber egoistisch.

Festredner: Meine Arbeit ist sehr anspruchsvoll, die kann nicht jeder ...

Zuschauer: Mein Nachbar, der Pole, ist auch ein hervorragender Redner.

Festredner: Hier rede ich!

Zuschauer: Ich dachte nur, weil Sie ... oh! Ist die Fahne hinter Ihnen nicht mehr rechtzeitig fertig geworden?

Festredner: Wie bitte?

Zuschauer: Man hat vergessen, das weisse Kreuz auf die rote Fahne zu nähen.

Festredner: Äh, wie bitte?

Zuschauer: Machen Sie sich

nichts draus. Sie haben ja dann noch bis zum 1. August Zeit, um die Fahne fertig zu nähen.

Festredner: Wir nähen die Fahnen doch nicht selber. Die haben wir aus China ...

Zuschauer: Aha.

Festredner: Was heisst hier «aha»?

Zuschauer: Nichts, ich sagte nur: Aha. Ich hatte früher in die chinesische Textilindustrie investiert, bis herauskam, wie die Arbeitsbedingungen dort sind.

Festredner: Ja, sehen Sie, und das ist genau das, was wir ...

Zuschauer: Wo sind eigentlich die Steine?

Festredner: Welche Steine?

Zuschauer: Die Steine für die Krawalle. Ich möchte unbedingt einen Stein gegen das Fenster meines ehemaligen Arbeitgebers werfen.

Festredner: Wieso?

Zuschauer: Er ist nicht gegen Krawallschäden versichert, und ich habe in Versicherungen investiert.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Cool und hot

Von *Peter Rüedi*



Rui Reguinga ist ein Mann für jede Jahreszeit. Er ist ein sehr renommierter Önologe in seiner Heimat Portugal. Wenn aber an der iberischen Westküste die Winterwinde losbrechen, arbeitet er in Argentinien. Dort, im Land der grossen Höhengefälle, ist die Kunst, grosse Temperaturunterschiede in charaktervolle Weine umzusetzen, fast eine *Conditio sine qua non*. Das macht die grossen Malbec-Weine aus Mendoza so besonders. Und es ist auch das Erste, was mir beim abendländischen Wein von Reguinga auffällt, den er im Alentejo, der Appellation südöstlich von Lissabon, aus über achtzigjährigen Reben keltert: die enorme Finesse und Komplexität bei einer gleichzeitig ganz schönen Packung Alkohol.

Der «Terrenus», so heisst die Cuvée aus Aragónés, Trincadeira und Alicante Bouchet (dies für die Kenner, die von portugiesischen Sorten mehr verstehen als ich), wächst auf rund 700 Meter Höhe. Zusammen mit dem Wechsel von kühlen und heissen Winden ergibt das ein Mikroklima, dem dieser Wein seine Spannung verdankt. Er ist dicht, aber immer beschwingt, von grosser Frische und Mineralität. Abermals ein Beispiel, dass hohe Volumenprozent noch gar nichts aussagen müssen über die Bekömmlichkeit eines Weins. Reguinga, der *consultant*, ist als Produzent auf den Geschmack gekommen. Gleich an mehreren Stellen Portugals hat er eigene Rebberge erstanden. Neben dem «Terrenus» im Alentejo macht er, ganz neuerdings, einen «Terrassus» am Douro. Und einen Roten «Quinta de Vale Veados» am Tejo, einen unverschämt attraktiven und günstigen Wein aus Touriga Nacional und Syrah: fruchtig, vollmundig und doch nicht pampig. Ein seltenes Preis-Leistungs-Optimum. Der ideale Wein für Gäste, die man für anderes schätzt als für ihre Öno-Kenntnisse und der die nicht vertreibt, die was wissen von der Sache. Wenn ich ihm den Terroir-«Terrenus» vorziehe, schmälert ihn das nicht. Nicht immer ist das Besere der Feind des Guten.

Rui Reguinga:

Terrenus Vinho Regional Alentejano 2009. 14,3%. Fr. 21.-.

Quinta de Vale Veados Vinho Regional Tejo 2010.

13,5%. Fr. 12.80

www.vinoversum.ch



Keine Zeit zum Essen: Spitzenkoch Andreas Caminada in London.

Zu Tisch

Popstars der Küche

Flüchtige Häppchen und Seriensieger: Mit dem besten Koch der Schweiz bei den besten Köchen der Welt. *Von David Schnapp*

Am Montagabend fand in London das Klassentreffen der besten Küchenchefs der Welt statt. Das britische *Restaurant Magazine* prämierte in Zusammenarbeit mit San Pellegrino und Aqua Panna im zehnten Jahr «The World's 50 Best Restaurants». Der Anlass ist die Oscar-Verleihung der Spitzengastronomie. Die Bedeutung kann daran gemessen werden, dass am Nachmittag zehn der Küchenchefs von Premierminister David Cameron in 10, Downing Street zum Gruppenbild in weissen Kochhemden eingeladen wurden. Am Abend berichteten Hunderte Journalisten und Fernseherteams über die Verleihung, die auch übers Internet in alle Welt «gestreamed» wurde.

Andreas Caminada, einer von zwei Schweizern (neben dem Aargauer Daniel Humm, «Eleven Madison Park», New York, Rang 10) auf der Liste der 50 Besten, ist pünktlich um 18 Uhr da, zusammen mit den Deutschen Sven Elverfeld (Rang 22) und Joachim Wissler (23) sowie dem Österreicher Heinz Reitbauer (11). Viele Köche kennen sich, die Begrüssungen waren dementsprechend herzlich, ständig fielen sich wieder Männer um den Hals.

Ameisen, geröstet

Plötzlich bildet sich eine grosse Traube von Menschen und Kameras um einen kleinen, graumelierten Mann, der etwas müde aussah und schlecht rasiert war: Ferran Adrià trifft



Klassentreffen: die besten Köche der Welt.



Grosse Feier: Hunderte geladene Gäste.

ein, der Mann, der die Molekularküche zum ganz grossen Ereignis gemacht hat. Sein Restaurant «El Bulli» ist zwar ausser Betrieb, aber Adrià bleibt in der Szene so beliebt wie weisser Trüffel aus Alba. Fünfmal gewann Adrià die Auszeichnung als bestes Restaurant der Welt,

2012 wird in einer rasanten, humorvollen Show zum dritten Mal in Folge der Däne René Redzepi gewählt. Seriensieger scheinen beliebt. Redzepi sagte über die Auszeichnung: «Kürzlich hatten wir an einem Samstag 1200 Leute auf unserer Warteliste. Noch vor vier Jahren verloren sich gerade mal zwölf Gäste während eines ganzen Tages ins Restaurant.» Ausserdem sagte Redzepi, er könne jetzt kochen, was er wolle. So reisen die Leute in sein «Noma» nach Kopenhagen, um dort geröstete Ameisen oder lebende Shrimps serviert zu bekommen. Man kann darüber diskutieren, ob das die Zukunft der Küche ist, aber es bringt offensichtlich etwas, auf der Liste der 50 Besten zu stehen, über deren Zustandekommen in der Schweizer Delegation viel diskutiert wurde.

Andreas Caminada hat es mit seinem «Schloss Schauenstein» in Fürstenuw auf den 30. Platz geschafft. Auch wenn er 2011 noch auf Rang 23 lag, ist die Leistung hoch zu bewerten, vor allem, wenn man weiss, wie die Liste entsteht. 861 Juroren aus 29 Gebieten der Welt wählen fünf Restaurants aus ihrer Region, wo sie in den letzten Monaten aussergewöhnlich gut gegessen hatten. Dazu wählen sie drei Restaurants aus einem anderen Gebiet. Es ist wie beim Eurovision Song Contest: Die Nachbarn schanzen sich die Punkte zu. Und viele der Experten reisen eher in Metropolen wie Paris, London oder Singapur als ins Domleschg. Zusätzlich kamen dieses Jahr Regionen hinzu, es gab also viele Neueinsteiger in die Bestenliste.

Caminada hat den ganzen Abend noch nichts gegessen, die flüchtigen Häppchen des Italiens Massimo Bottura (Rang 5) lässt er liegen, nur Champagner führt er sich zu. Für den Bündner ist es «wichtig, dass ich auf dieser Liste bin». Die Platzierung spiele eine untergeordnete Rolle, kein Mensch wisse, welches Restaurant letztes Jahr auf welchem Rang lag. Dass die Schweiz in Caminada, ausgezeichnet mit drei Michelin-Sternen und 19 Gault-Millau-Punkten, einen hat, der an der Weltspitze kocht, ist bemerkenswert. Bemerkenswert ist auch, wie wenig man daraus macht. Während die Skandinavier Millionen in die Förderung ihrer Gastronomie stecken, um Besucher anzulocken, hört man von Schweizer Tourismusvermarktern vor allem: Gejammer. Klagen über den hohen Franken oder über die kritischen Äusserungen einer SVP-Politikerin. Dabei hätte die Schweiz kulinarisch viel zu bieten, das Land hat die höchste Sternedichte der Welt.

Um auf der Bestenliste nach vorne zu kommen, muss man sich ins Szene zu setzen wissen. Einer wie Caminada ist ein Sympathieträger, aber letztlich fast zu bescheiden und kein moderner Popstar der Küche wie der Däne Redzepi, der seine Dankesrede mit cooler Geste an einen afrikanischen Küchenburschen delegiert, der dann den hunderten geladenen Gästen seine Freude über den Sieg in holprigem Englisch erklärt.



Auto

Die Auspuff-Oper

Das Gran Cabrio Sport wird von Maserati für den grossen Auftritt gebaut. Dafür muss man gemacht sein. *Von David Schnapp*

Laute Motoren sind heute gesellschaftlich Letwa so akzeptiert wie Raucher in einem Restaurant oder übergewichtige Menschen. Man muss deshalb dankbar sein, dass der italienische Autohersteller Maserati diesen Political-Correctness-Konsens bricht und vor einiger Zeit mit dem Gran Cabrio Sport ein Auto präsentiert hat, das zwei herausragende Eigenschaften besitzt: Es ist schön und laut.

Sonst unterscheidet sich die Sport-Version nur gering vom Gran Cabrio. Sie hat 10 PS mehr (450) und fährt 2 Stundenkilometer schneller (285). Das sind keine Nennwerte, die

dem Autofahrer die Nackenhaare aufstellen. Wenn er hingegen den Startknopf drückt, könnte ihn schon ein leises Kribbeln erfassen. Mit einem kurzen Schrei erwacht der Achtzylindermotor, den Ferrari liefert, zum Leben. Fährt man los, erhebt sich der Ton zu einem eindringlichen Crescendo und erwächst sich beim Hochschalten zu einem atemberaubenden Furioso. Aber diese Auspuff-Oper ist noch steigerungsfähig. Wenn man den Sport-Knopf drückt, strafft sich das Fahrwerk, ändern sich die Motorenkennzahlen und vor allem: öffnen sich die Auspuffklappen. Dann wird der Klang des Saugmotors zu einem italienischen Drama, das jedem Passanten ans Herz geht. Das ist nicht jedermanns Sache. Aber man kauft sich ja auch keinen Maserati, wenn man seinen Reichtum diskret in ein qualitativ hochwertiges Automobil investieren will. Das Gran Cabrio Sport wird für den grossen Auftritt gebaut, den die Italiener besser beherrschen als etwa wir Schweizer.

Mein Testwagen war mit fast allem ausgestattet, was die Zubehörliste von Maserati hergibt; beispielsweise den MC-Paketen mit

allerlei Karbon-Zierrat: an den Aussenspiegeln, den Türgriffen, dem Lenkrad und so weiter. Die zwei Exterieur- und zwei Interieurpakete kosten zusammen 9066 Franken und fügen dem barock-weiblichen Auto eine sportlich-moderne Note hinzu. Insgesamt kostet der Testwagen 212 500 Franken inklusive dreier Jahre Garantie mit Mobilitätsgarantie und Maintenance-Programm.

Etwas in die Jahre gekommen

Der Preis ist kritikanfällig, denn der Maserati mag zwar exklusiver sein, aber im Vergleich etwa mit einem BMW-650i-Cabrio ist der Grundpreis 43 000 Franken höher (Fr. 33 500.– mehr als die neue Version «Nero Notte»). Dabei ist der BMW das technisch modernere Fahrzeug. Der Italiener ist zwar von zeitloser Eleganz, er ist aber trotzdem etwas in die Jahre gekommen: Seit 2007 haben sich die Grundkonfiguration und das Interieur der GT-Reihe kaum verändert, und das sieht man ihm an. Navigationssystem, Menüführung sind im Maserati nicht mehr auf dem aktuellsten Stand der Möglichkeiten, Assistenzsysteme gibt es ausser einem Tempomat keine.

Fazit: Das Gran Cabrio Sport ist ein eleganter offener Wagen für Ausfahrten mit Stil, aber kein Sportwagen im eigentlichen Sinn. Mit dem Maserati fällt man auf und beweist Sinn für Form und Klang.

Maserati Gran Cabrio Sport

Leistung: 450 PS, Hubraum: 4691 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 285 km/h
 Preis Testfahrzeug: Fr. 212 500.–
 Sonderedition Nero Notte ab Fr. 175 000.–



Ewige Liebe

Die Hausfrau Magali Jaskiewicz, 29, hat Jonathan George, 28 (†), nach seinem Tod geheiratet. Eine Gesetzeslücke macht in Frankreich möglich, was auch anderen nach dem Verlust des Partners ein Trost ist: die postum ausgesprochene Ehe.

Die Geschichte: Jonathan war meine grosse Liebe. Unsere beiden Töchter Doriane und Cassandra sind absolute Wunschkinder. Ich war überglücklich, als er mir einen Antrag machte, und gemeinsam bestellten wir im Rathaus von Dommary-Baroncourt das Aufgebot. In den folgenden Wochen befasste ich mich mit den Hochzeitsvorbereitungen, kaufte ein wunderschönes Kleid, blätterte Magazine durch, um Ideen für den schönsten Tag im Leben zu sammeln. Nach der Trauung wollten wir mit all unseren Freunden und den Familien ein grosses Fest ausrichten, am liebsten unter freiem Himmel, mit weiss gedeckten Tischen und einer Musikkapelle.

Den Tag, als zwei Gendarmen an der Haustür klingelten, werde ich nie mehr vergessen. Sie eröffneten mir, dass mein Verlobter bei einem Autounfall schwer verletzt worden sei und wenig später verstorben sei. Ich sagte: «Das kann nicht sein, es muss sich um eine Verwechslung handeln, denn vor einer Stunde habe ich ihn noch umarmt.» Sie antworteten: «Mademoiselle, er ist tot.» Wenig später brach ich zusammen, und die kommenden Wochen zogen an mir vorbei, ohne dass ich am Leben teilnehmen konnte. Es war, als hielten mich dunkle Kräfte gefangen. Es ist unbeschreibbar, am liebsten hätte ich auch Schluss gemacht. Aber ich war nicht allein, meine kleinen Mädchen hatten den Vater verloren und waren nun darauf angewiesen, dass ich sie nicht im Stich liess. Es war eine harte Zeit, und die Trauer wurde immer stärker. Ich vermisste Jonathan so sehr, und der Gedanke, dass uns das Schicksal unseren sehnlichsten Wunsch verunmöglicht hat, verbitterte mich.

Die Idee: Dann las ich von einem Mann, der seine geliebte, aber leider verstorbene Frau postum geheiratet hatte. Was manchen Menschen eigenartig erscheinen mag, machte für mich sofort Sinn. Vereint sein mit einem Partner, den man über den Tod hinaus immer lieben wird und mit dem man auch gesetzlich verbunden sein möchte: Für mich war das ein trostvoller Gedanke, und ich wusste instinktiv, dass Jonathan es auch wollen würde.



«Mademoiselle, er ist tot»: Witwe Magali Jaskiewicz.

Eine Gesetzeslücke im französischen Zivilgesetzbuch macht es möglich, dass man ein entsprechendes Gesuch beim Präsidenten der Republik einreichen kann, wenn man eine postume Heirat anstrebt. Jedes Jahr werden durchschnittlich zwölf Bewilligungen ausgesprochen. Man muss beweisen können, dass die Heiratsabsicht vor dem Tod des Partners oder der Partnerin bestanden hat, was mir aufgrund der vorhandenen amtlichen Papiere sofort gelungen ist. Der Bürgermeister unterstützte mich tatkräftig; wie alle anderen Bewohner unserer Gemeinde hatte er das Drama hautnah miterlebt.

Die Zeremonie: Nachdem mich das Schreiben von Nicolas Sarkozy erreichte, der mein Vorhaben guthiess, war ich beinahe eine glückliche Braut. Ich weinte, aber diesmal waren es Freudentränen. Am grossen Tag nahm ich mein Hochzeitskleid aus dem Schrank und setzte sogar den Schleier auf. Ich nahm Jonathans Ring aus der Box und machte mich auf

den Weg ins Rathaus. Auf dem Tisch im Trauzimmer stand ein grosses Bild meines Mannes, das ihn beinahe in Lebensgrösse zeigte. Die Zeremonie war kurz und ergreifend. Mit meiner Unterschrift unter das offizielle Dokument wurde ich einerseits zur Ehefrau und im gleichen Moment zur Witwe.

Als ich wieder ins Freie trat, erwarteten mich Freunde und meine Familie. Es regnete. Ich trug jetzt zwei Ringe an meinem Finger. An ein Fest war nicht zu denken. Ich wollte allein sein, lief zum nahe gelegenen Friedhof, um das Grab meines Mannes zu besuchen. Ich erzählte ihm die Neuigkeit und legte meinen Brautstrauss nieder. Ich weiss, dass er sich sehr gefreut hat. Heute fühle ich mich verheiratet und bin meinem rechtmässigen Ehemann dadurch erneut ganz nah.

Protokoll: Franziska K. Müller

EINZIGARTIG WIE IHRE LIEBE



1888 BY BUCHERER – das absolute
Glanzstück aus dem Atelier Bucherer:
Brillant allerhöchster Kategorie, ab 1 Karat,
formvollendet gefasst in edlem Platin

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | bucherer.com